



Inhalt: Ein Paar Holzpantöffelchen. Von Ouida. (Fortsetzung.) — Alte Speisen (mit Abbildungen, Fortsetzung.) — Eine Pilatusfahrt. Von K. v. B. (mit Originalzeichnungen nach der Natur von Themistokles von Edenbrecher). — In der Sommerfrische. Originalzeichnung von Joh. Watter. — Deutsche Seebäder. II. Die Seebäder von Greifswald. Von Ida von Düringsfeld. — Erinnerungen an Wilhelm von Raubach. — Kunstausstellungsplaudereien. Von W. Marr. (Schluß.) — Die Mode. Von Beronika von G. — Buchstaben-Räthsel. — Rebus. — Correspondenz.

Ein Paar Holzpantöffelchen.

Von Ouida.

Autorisirte Uebersetzung.

(Fortsetzung.)

6. Kapitel.

Als sie aus der Stadt heraus war und die Landstraße erreicht hatte, fiel ein Schatten quer über ihren Weg. „Hast Du gute Geschäfte gemacht, Kleine?“ frug eine Stimme, bei deren Klang sie freudig zusammenschraf. „Sie sind es!“ sagte sie mit einem leisen Aufschrei, als sie ihren Freund vom Marktplatz erkannte, der, nachlässig angelehnt an eine Gartenthür, auf dem grünen, einsamen Pfade stand, der nach Laeten führt. „Ja, ich bin es,“ entgegnete er, indem er zu ihr trat. „Hast Du mir vergeben, Bébée?“ Sie sah ihn mit den treuen Augen bittend an, wie ein gescholtenes Kind. „O, ich habe die ganze Nacht nicht schlafen können,“ sagte

sie naiv. „Ich glaubte undankbar und unfreundlich gewesen zu sein, und das quälte mich so sehr.“ Er lachte. „Denke nicht mehr daran, liebes Kind. Ich habe es längst vergessen, das glaube mir.“ „Wirklich?“ Sie fühlte sich ein wenig enttäuscht durch seine Worte. War es möglich, daß er schon gar nicht mehr an das dachte, was sie doch um alle die Süßigkeit des Schlafes gebracht und ihr armes Köpfchen fast zum Zerspringen beunruhigt hatte? „Wirklich nicht. Und wohin gehst Du denn jetzt so eilig, als ob Deine kleinen Holzschuhe die Sandalen des Merkur wären?“ „Merkur — ist das ein Schuhmacher?“ „Nein, liebes Kind. Wenigstens hat er kein Meisterstück gemacht, als er die Weiber zusammenschuferte. Aber Flüchtigkeit verlieh er ihren Füßen nicht; denn sie laufen nur, um verfolgt zu werden, und thut man das nicht, nun — so kommen sie immer wieder zurück.“ Bébée verstand ihn durchaus nicht.

„Ich denke, Gott hat die Frauen geschaffen?“ sagte sie erschrocken. „Du nennst es Gott. Vor dreitausend Jahren nannten ihn die Menschen Merkur oder Hermes. Beides sagt das selbe — nur Worte, um etwas Unbekanntes zu bezeichnen. Wohin gehst Du? Wohnst Du in dieser Gegend?“ „Ja, noch weiter, viel weiter noch,“ sagte Bébée, erstaunt, daß er es schon vergessen, was sie ihm doch erst gestern von ihrem Hüttchen, dem Garten und den Nachbarn erzählt hatte. „Sie sind ja heute nicht gekommen, um Ihr Bild fertig zu machen, weshalb denn nicht? Ich hatte eine Rose für Sie aufgehoben, nun aber ist sie todt.“ „Ich war in Antwerpen. Also hast Du ein wenig nach mir ausgesehen, Kleine?“ „O, den ganzen Tag lang. Denn es that mir so leid, daß Sie mich für undankbar halten konnten.“ „Das ist hübsch von Dir. Die Weiber sind selten dankbar, Kind, ausgenommen, wenn man sie schlecht behandelt. Merkur, von dem wir vorhin sprachen, gab ihnen unter andern Gaben auch das Herz eines Hundes.“ Bébée fühlte sich seltsam befangen; sie konnte es sich nicht



Eine Pilatusfahrt. (S. S. 224.)

Originalzeichnung nach der Natur von Themistokles von Edenbrecher.

erklären, weshalb, aber der leichte, frivole, cynische Ton verlegte sie, ohne daß sie ihn verstand, er stimmte so schlecht zu dem weichen, düftigen Sommerabend.

„Weshalb läufst Du nur so?“ fuhr er fort. „Der Abend ist kühl, und es ist erst sieben Uhr. Ich will Dich ein Stückchen begleiten.“

„Ich eile deshalb, weil ich Annemie's Muster erst in Ordnung zu bringen habe,“ sagte Bébée, die froh war, daß er endlich etwas sprach, worauf sie antworten konnte. „Sehen Sie, Annemie's Hand zittert so sehr, und ihre Augen sind so trübe, sie kann das Muster nicht klar sehen und sticht es deshalb auch ganz falsch aus, sie merkt es aber nicht, und es würde ihr das Herz brechen, wenn es ihr Jemand sagte, aber unser Herr würde sie auch so gar nicht nehmen, denn man kann sie eben nicht brauchen. Da stehe ich sie denn noch einmal aus auf frischem Papier, und der Herr denkt, 's ist ihre Arbeit und bezahlt sie dafür, und so ist sie zufrieden. Und da ich die Muster für sie hin und her trage, weil sie nicht mehr gehen kann, so ist's leicht, ihr etwas weiß zu machen; und das ist doch gewiß kein Unrecht?“

Er schwieg.

„Du bist ein liebes, gutes Kind, Bébée, das sehe ich,“ sagte er endlich, und es war ein ernster, warmer Ton in seiner Stimme. „Und wer ist diese Annemie, für welche Du so viel thust, eine alte Frau — vermuthlich?“

„Ja, ganz, ganz alt, unglücklich alt. Ihr Mann ist vor sechzig Jahren ertrunken, und sie wartet doch immer noch Tag und Nacht auf ihn.“

„Wieder die Geschichte vom Hundeherzen. Er hat sie gewiß geschlagen und hat an über fünfzig Orten Weiber sitzen gehabt.“

„O nein,“ sagte Bébée entrüstet, als ob diese Worte dem todtten Mann noch weh thun könnten. „Sie hat mir so viel von ihm erzählt. Er war so gut und lieb gegen sie, und sie liebten sich so sehr, und wenn er nach Hause gekommen ist, waren sie immer so glücklich. Und so muß es auch gewesen sein; denn wenn sie heute noch, nach sechzig Jahren, so um ihn trauert und nicht glauben will, daß er todt ist, da muß er es doch um sie verdient haben.“

Er blickte aus dunklen Augen auf sie nieder mit einem mitleidigen Lächeln.

„Nun gut, ja, es mag solche Frauen geben. Aber verlaß Dich drauf, Kind, er hat sie geschlagen. Einer von Zweien hält immer die Peitsche, der Andere duckt sich darunter.“

„Ich verstehe Sie nicht,“ sagte Bébée.

„Du wirst's noch lernen.“

„Lernen? wann?“

Er lächelte wieder.

„O — morgen vielleicht schon, oder nächstes Jahr — oder wann's dem Schicksal gefällt.“

„Oder besser — mir,“ dachte er bei sich, und die Augen ruhten mit besonderem Vergnügen auf den kleinen Füßen, die neben ihm im feuchten Grafe schritten, auf dem weißen Hälschen, das durch die vom Abendwinde leicht weggehenden weißen Haubenstreifen immer wieder durchschimmerte.

Und Bébée blickte zu ihm auf; er war sehr schön, oder erschien ihr wenigstens so im Gegensatz zu den breiten, ausdruckslosen Gesichtern ihrer Nachbarn von Brabant. Er hatte einen leichten, eleganten Gang und war höchst malerisch in Sammet gekleidet, seine Züge waren schön und poetisch in Ausdruck und Form, und die Augen waren wie ein tiefer, dunkler See. Ihr erschien er wie eine der Gestalten, welche sie in den goldenen Rahmen in der Galerie so oft bewundert hatte, vor denen sie träumte und nach deren Welt sie sich mit ihrer Dichterseele sehnte.

„Sie kommen gewiß aus Rubes' Land, nicht wahr?“ frug sie ihn.

„Aus welchem Lande, Kind?“

„Wo die Leute wohnen, die in goldenen Rahmen leben,“ sagte Bébée ganz ernsthaft. „Ich kenne eine alte Frau in der Galerie, die muß da scheuern, und die läßt mich wohl einmal herein, und Sie sehen gerade so aus wie die großen Herren in den goldenen Rahmen, nur haben Sie keinen Falken auf der Hand sitzen und kein Schwert an der Seite. Und wenn ich mich wunderte und frug, wo solche Menschen wohl lebten, da sagte die alte Lisa immer: 'Lieb' Herz, die gehören nach Rubes' Land — so was bekommen wir unser Lebtag nicht mehr zu sehen.' Aber Sie müssen doch aus Rubes' Land kommen; wenigstens glaube ich das ganz gewiß, nicht?“

Er begriff, was die holde Einfalt meinte; er wußte, daß „Rubes“ die gebräuchliche Abkürzung für Rubens bei den Niederländern war, und er erriet, wie in diesem einfamen, phantastischen Kinderkopfe diese Idee Wirklichkeit und Gestalt gewinnen konnte.

„Vielleicht komme ich daher,“ erwiderte er lächelnd, denn er hielt es nicht für nöthig, sie darüber aufzuklären und sich selbst dadurch in ihrem phantastischen Glauben herunter zu setzen. „Möchtest Du das Land nicht kennen lernen, Kleine? All' die Pracht und den Glanz, das Gold und den Schimmer? Keine Arbeit, keine Ermüdung, möchtest Du nicht so leben? Nicht so, wie der Falke, den Du auf den Bildern gesehen hast, mit silbernen Glöckchen behangen und ein Perlenkappchen auf dem Kopfe? Gesiel Dir das nicht?“

„Nein,“ sagte Bébée ehrlich. „Ich möchte es wohl sehen, aber eben nur sehen, so wie man einen Blick durch das Gitter in des Königs Treibhauer werfen kann. Aber dort wohnen möchte ich nicht. Ich liebe meine Hütte und den Staar und die Hühner, und was sollte der Garten ohne mich anfangen? Und die Kinder und die alte Annemie? Ich könnte nun und nimmermehr irgendwo so glücklich sein, wie dort. Ich habe nur einen Wunsch.“

„Und der wäre?“

„Etwas zu lernen, nicht so unwissend zu bleiben. Sehen Sie, ich kann ein Bißchen lesen, das ist schon wahr, die Zahlen und die Buchstaben, und wenn Krebs die Zeitung mitbringt, so lese ich manchmal ein Stückchen daraus, aber nicht viel. Ich kann gut Französisch, weil der gute Vater Antoine selbst Franzose war und nie Flämisch mit mir gesprochen hat, und da bringen sie mir die Zeitung, damit ich ihnen etwas daraus sagen soll, und halten mich für sehr klug, daß ich das kann. Aber was ich bedarf, ist etwas ganz Anderes: ich möchte gern wissen, was vor mir gewesen ist. Die St. Gudulakirche, sagt man, ist hunderte von Jahren alt; und

Rubes wieder — der soll der große Malerkönig in Antwerpen gewesen sein, ehe noch die ältesten Frauen hier gelebt haben. Ich denke, aus Büchern muß man das Alles lernen können, weil ich die Studenten immer damit ausgehen sehe; und ich habe einmal wohl Millionen Bücher in der Rue de la Musée gesehen, und als ich den Herrn dort fragte, wozu man sie gebrauchte, da sagte er: 'Um die Menschen klug und weise zu machen, liebes Kind.' Aber der Schuhflicker, der mich dahin geführt hatte, denn es war Feiertag, sagte mir: 'Glaub's nicht, Bébée, das Zeug ist nur dazu da, um den Leuten die Köpfe zu verdrehen; denn ein Buch sagt dies, das andere das, und jedes etwas Anderes, bis man nicht mehr weiß, was man glauben soll.' Aber ich glaube, der alte Nachbar hatte nicht Recht, wie?“

„Ich weiß es nicht. Mir scheint das im Allgemeinen eine sehr wahre Bemerkung. Dein Schuhflicker muß ein kluger Patron sein. Weiter?“

„Nun — manchmal, sehen Sie,“ sagte Bébée wieder, die seine Antwort gar nicht verstand und nur beharrlich ihren eigenen Gedankengang verfolgte, „manchmal sage ich so etwas auch zu den anderen Nachbarn und da lachen sie mich Alle aus. Denn Mutter Krebs meint, wenn man spinnen, lehren, Brod baden und sein Gebet auftragen kann, wenn man versteht eine Kuh oder Ziege zu melken, so ist das genug, was eine Frau zu wissen bedarf. Aber ich kann nicht anders — wenn ich die Fenster der Kathedrale sehe oder die feinen gewundenen Thürmspitzen unserer großen Häuser, da möchte ich wissen, wer die Menschen waren, die so Großes, so Schönes machen konnten, was sie wohl thaten und dachten, wie sie sprachen und aussahen, wie sie ihre seltene Kunst erlernten, wie sie sich die Engelsgesichter so denken konnten, wie sie sie malten. Wenn ich am frühen Morgen allein gehe, oder in stiller Nacht, wenn Alles dunkel ist, im Winter selbst, wenn ich an den Spitzen arbeite, bis ich nicht mehr sehen kann, da höre ich oft das Gewir Dorer hinter mir, die vergangen sind, und sie kommen mir nah und flüstern mir ins Ohr: 'Sieh', wie viel Herrliches haben wir geschaffen, Bébée, und ihr Alle habt uns ganz vergessen. Wir haben Unsterbliches gebaut und gemalt, aber unsere Namen sind todt und kalt in Stein gegraben.' Und da fühle ich so ein heißes Mitleid mit ihnen und schäme mich so. Und ich möchte so Vieles wissen. Können Sie mir es sagen?“

Er blickte ihr ernsthaft forschend in das erregte Gesicht. Ihre Augen leuchteten, ihre Wangen glühten, der kleine Mund bebte vor Eifer.

„Hat Dich Jemand gelehrt so zu sprechen?“ frug er sie.

„Nein,“ entgegnete das Kind. „Die Gedanken kommen mir von selbst in den Kopf. Bisweilen denke ich wohl, die Englein aus der Kathedrale haben sie mir hineingelegt. Ich habe auch mit Vater Antoine darüber gesprochen und ihn gefragt. Aber er schüttelte mir den Kopf und sagte, es hülfte zu Nichts, darüber nachzudenken; die Kirchen wären wohl über Nacht von den lieben Englein hingeseht worden, und das wäre auch wohl möglich. Hat doch der liebe Gott die Bäume gemacht, und Antoine fand die viel wunderbarer, als die alten Gebäude. Und so ist's auch vielleicht, aber das war doch keine Antwort für mich. Und ich möchte es doch so gern wissen. Ich wünsche mir Jemand, der mir das sagen kann, und wenn Sie wirklich aus Rubes' Land kommen, wie ich glaube, so wissen Sie gewiß Alles oder Sie erinnern sich daran?“

Er lächelte wieder.

„Der Schlüssel zu Rubes' Land liegt in Büchern, hübsches Kind. Soll ich Dir welche geben? Nein, leihen, denn ich weiß wohl, Du bist viel zu eigensinnig, um von mir etwas geschenkt zu nehmen. Aber Du kannst lesen, sagtest Du das nicht?“

Bébée's Augen strahlten, als sie den seinen begegneten.

„Ich kann lesen — nicht sehr schnell, aber das würde schon mit der Zeit besser werden, so wie es beim Spinnen geht. Erst geht's langsam, und der Faden zerreiht tausendmal, und dann lernt man's doch ganz gut. Ich habe die Geschichte von der heiligen Anna und Katharina wohl fünfzigmal gelesen, aber Vater Franz hat nur diese beiden Bücher, und Niemand unter den Nachbarn hat sonst welche.“

„Nun gut. Du sollst Bücher von mir haben. Erst leichte und dann schwere. Aber wirst Du denn Zeit zum Lesen finden? Du hast so viel zu thun, Du bist ja fleißig wie ein kleines, goldenes Bißchen.“

Bébée lachte glücklich.

„D geben Sie mir nur Bücher, die Zeit will ich schon finden. Es wird jetzt so früh Tag. Da hat man so viele Stunden für sich. Im Winter hat man nur so wenig, da muß man im Bett liegen bleiben, weil man kein Licht kaufen kann, höchstens nur dann und wann eine Wachskerze für unsere Mutter Gottes oder die Todten. Und Sie wollen mir wirklich, wirklich Bücher leihen?“

„Wirklich will ich das. Ja. Ich bringe Dir morgen schon eins auf den Marktplatz, oder wenn Du willst, hier auf den Weg. Weißt Du wohl, was Poesie ist, Bébée?“

„Nein.“

„Aber Deine Blumen sprechen mit Dir?“

„Ach immer. Aber Niemand hört sie außer mir, und deshalb glaubt es mir kein Mensch.“

„Nun gut — Poeten nennt man die Leute, zu denen die Blumen sprechen wie zu Dir, und die Bäume und das Wasser, ja die Steine selbst; aber Niemand außer ihnen kann diese Sprache verstehen, und so ist's auch, wenn die Poeten das niederschreiben, was sie gehört; die Leute bleiben dabei und sagen: Das ist wohl recht hübsch, aber das taugt nur für Träumer; damit kann man kein Brod baden.' Ich will Dir Poesie geben, Gedichte, Bébée, denn ich glaube, Du denkst mehr an Träume, als an Brod.“

„Ich weiß es nicht,“ sagte Bébée, und in der That, so war es auch; denn ihre Träume, ebenso wie ihre Jugend, ihre Unschuld, ihre süße Kindereinfalt und ihre Allgenauigkeit waren ihr völlig unbewußt, was ja so Keines, Klares und Wahres immer sein muß.

Bébée war aufgewachsen wie die Blumen, frisch, frei, lustig und fröhlich wie ihre Nelken; aber sie kannte sich selbst eben so wenig wie die Blume ihre Farbe und ihre Wurzel.

„Nein, Du weißt das nicht,“ sagte er halb mitleidig, und dachte bei sich: „weshalb es sie wissen lassen?“

Wenn sie in ihrer Unwissenheit verblieb, so würden diese unklaren Ideen und Phantastien sich von ihr abstreifen mit

der ersten Jugend, wie die Lindenblüthe in der Sommergluth dahinwehlt. Sie würde diese Träume, dieses Sehnen vergessen lernen. Ein Weichen noch würden sie in ihrem Herzen nachklingen und vielleicht hier und da erwachen, aber sie wieder ängstigen und stören. Die Wiegenlieder, die sie ihren Kindern singen würde, hätten vielleicht eine wehmüthige, sanftere Weise als die anderer Frauen. Die ihr tief innewohnende Poesie würde ungenährt dahin welken und keine Blüthe treiben. Sie würde eine einfache, brave, arbeitame Brabantier Bäuerin werden wie die Uebrigen. Sie würde heirathen ohne Zweifel und ihre Kinder brav und gut aufziehen, auf dem Markt alle Tage an ihrem Stand sitzen, zu Hause spinnen und nähen und graben und waschen und mit Allem vorlieb nehmen, zufrieden bei harter Arbeit und schmaler Kost, bis zum Ende ihres harmlosen, arbeitsreichen Lebens — arme, kleine Bébée!

Er sah sie so deutlich vor sich, wie sie werden würde wenn — er sie sich selbst überließe.

Ein wenig größer, breiter, die sanfte Hautfarbe ein wenig gebräunter, der Ausdruck des Gesichtes weniger blumenhaft: so konnte er sie sich denken; dann würde sie wohl gelernt haben, alle ihre Gedanken auf Holz und Brod zu richten; sie würde lustig arbeiten vom Morgengrauen bis in die Nacht, um hungrige Schnäbel zu füllen, Alles ringsum vergessen, nur nicht die Lockenköpfe, die sich um die Suppenschüssel drängten, und den Säugling an ihrer Brust.

Ein Leben ohne Tadel, aber auch ohne Abenteuer, ein Leben klar wie ein Thautropfen und eben so farblos; ein Leben, dessen Anfang und Ende immer auf dem einen grünen Fleckchen Erde verlief, wo die Schwäne vorüberglitten und ihre Nester unter die Weiden bauten; ein Leben, wie es Millionen führen, vielleicht ein wenig klarer, durchsichtiger, zarter, als es gewöhnlich ist, aber im Allgemeinen den übrigen so ähnlich, wie eine Weizenähre der anderen, die demselben Boden entstammt, in Wind und Wetter reift, in der Sonnengluth bräunt und dann dahingemäht und wieder zu Boden geworfen wird durch den großen Schnitter.

Er sah sie, wie sie werden würde, wenn er sie in Frieden ließ.

Sollte er sie sich selbst überlassen? Ihm lag nichts an ihr; nur hatten ihre Augen einen so herzigen, freien, unschuldigen Blick wie die eines Vögelchens und sie hatte sich so tapfer gegen das Geschenk der Versuchung gewehrt, und ihre kleine, unwissende, träumerische Seele gleich so ganz einer Rosenknospe, die sanft geschlossen, süß duftend uns lockt, sie zu entfalten, die ein Kind wohl aufreißt und dabei vergißt, daß sie dadurch für immer zerstört wird und nie zur blühenden Rose werden kann, daß Staub und Sonne, Wurm und Biene in den zarten Kelch eindringen können. Solche Kinder sind die Männer gar oft, und die Frauen solche Rosenknospen.

Bébée aber dachte nur daran, sich diesen schönen, wunderbaren Fremdling aus Rubes' Land gewogen zu machen, sie schob die Blätter in ihrem Körbchen zurück.

„Ich hatte heute ein Straußchen für Sie den ganzen Tag bereit — nun ist es verwehlt. Aber — morgen — wenn Sie kommen, da sollen Sie das schönste aus dem ganzen Garten haben.“

„So möchtest Du mich also wiedersehen?“ frug er. Bébée sah mit scheuen Augen nach ihm hin, aber bald hatte sie ihren holden Freimuth wiedergefunden.

„Ja! Denn Sie sind so ganz anders, als irgend Jemand, den ich je gesehen, und wenn Sie mir nur helfen wollen, etwas zu lernen, so will ich Ihnen so dankbar sein, — manchmal denke ich, daß ich nicht dumm, sondern nur unwissend bin, aber ich kann das nicht eher bestimmt wissen, als bis ich versucht habe zu lernen.“

Er lächelte; ihr Geplauder amüßte ihn, den Ueberfälligen. Gestern noch hatte ihn nur ihr reizendes Aeußere angezogen und bestimmt, sie auf seine Art zu versuchen, aber jetzt hatte er doch etwas in ihr gefunden, was ihn auf andere Weise fesselte und beschäftigte; das Ende würde ja immer dasselbe sein — nur die Mittel zum Zwecke mußte er anders wählen.

Die Sonne war gesunken. Noch glühte am fernen Horizonte ihr letzter rother Streifen, der die weite Ebene vergoldete. In den entfernt liegenden Hütten schimmerten kleine Lichter. Der Pfad wurde dunkel.

„Ich will fortgehen und ihren Frieden nicht stören,“ dachte er. „Arme, kleine Seele! Sie würde sich ganz und voll hingeben, niemals aber sich verkaufen lassen. Ich will sie allein lassen; dann wird ihr Herzchen schlafen gehen, und der Körper wird kräftig, stark, gesund und rein bleiben, wie die Leute sagen. Es wäre Schade, mit beiden einen Tag lang zu spielen und sie dann wegzuworfen, wie der Knabe einen todtten Sperling. Sie ist einem Stückchen Feld zu vergleichen, drin viele Blumen wachsen. Laß ich sie gehen, dann fallen die wohl unter dem Pflug, aber sie wird unter ihres Gleichen leben und gedeihen — wenn ich es will.“

In diesem Augenblicke, als sie über die dunklen Felder schritten, trat ihnen aus dem rothen Schein der sinkenden Sonne die Gestalt eines jungen Mannes mit einer Ladung Holz auf dem Rücken und einer Art in der Hand entgegen.

„Du kommst spät, Bébée,“ rief er ihr auf Flämisch zu und warf einen finstern Blick auf den Fremden an ihrer Seite.

„Ein hübscher Junge — wer ist es?“ sagte ihr Begleiter.

„Das ist Johann, der Sohn der alten Sophie,“ entgegnete sie. „Er ist so gut — o so gut, Sie können es sich gar nicht denken; er erhält seine Mutter und drei kleine Schwwestern ganz allein und arbeitet immer im Walde und doch findet er noch bisweilen Zeit dazu, mein Gärtchen umzugraben, auch schneidet er mir all' mein Holz für den Winter klein.“

Sie waren nun dort angelangt, wo der Weg sich nach des Königs Sommerpalast wendete.

Dort standen große Hängebirken und Lindenbäume. Eine hohe, graue Mauer umschloß den Garten, und blühende Obstbäume neigten ihre Zweige hinüber. In einem Sumpfe, der von langen Gras fast überwachsen war, meckerten kleine Zideler nach ihren Müttern.

In der linken Seite hin zogen sich die großen Felder mit rothen Rüben und Kohl, hin und wieder stattliche Waldbäume, und von der jetzt dunklen Linie des Horizontes hoben sich die

rothen Windmühlen und grauen Thurmspitzen geisterhaft ab. Träumerisch und klagend klangen die Glocken aus der Ferne.

Er blieb stehen und sah sie an. „Ich muß Dir nun gute Nacht sagen, Bébée — Du wirst bald zu Hause sein.“ Sie blieb auch stehen und hob die Augen zu ihm auf. „Aber ich werde Sie doch morgen sehen?“ Es war wieder jenes unbewusste, rührende Flehen in der Stimme, das ihn gestern fast gegen seinen Willen ergriffen hatte, als sie ihn fragte, ob er ihr noch böse sei.

Er zögerte einen Augenblick. Sagte er nein und verließ die Stadt und ging, wohin ihn seine wechselvolle Laune rief, so wußte er, wie sich ihr Leben gestalten würde, so gewiß, wie sich die Pflanzchen aus der rothigen Blüthe entwickeln muß, wenn sie ungestört an ihrem Platze bleibt; ein Leben in der kleinen Hütte, unter den Nachbarn, leidlos — aber auch freudlos und seelenlos, wenn — er „Nein“ sagen würde.

Blieb er jedoch, sah er sie am Morgen wieder, so wußte er auch da schon das Ende so sicher voraus, wie das Schicksal der weißen Birnenblüthen, die er so eben im freudigen Spiel von dem überhängenden Obstbaume abgeschlagen hatte. Sie würden in der Nacht welken und nie mehr süße Früchte im Sonnenschein reifen sehen.

Sollte er nun die Pflanzchen unberührt lassen, nur damit ein Bauer die reisende, schwellende Frucht bräue? Oder sollte er die Birnenblüthe abschlagen und die Knospen tödten?

Nachlässig und gleichmüthig erwog er die Frage bei sich, während Bébée Alles vorgehen hatte, die Spizennuster und die Fucht der Zeit, und nur mit angstvoll beschwörenden Augen vor ihm stand und sich ängstigte, ob er ihr doch nicht etwa wieder zürne, oder ob er ihr wirklich die Bücher bringen und sie belehren würde, wie er ihr versprochen?

„Werde ich Sie morgen wiedersehen?“ frug sie gedankenvoll.

Sollte er? Wenn er nicht wiederkäme, so würde die Pflanzchen ruhig an der Mauer erblühen, und Johann, der wackere Holzhauer, die reisende Frucht später ernten.

Der Anblick des jungen Mannes, wie er so über die Felder an ihnen vorüber in dem rothen Abendhimmel gegangen, war schwer in das Gewicht gefallen.

Der Fremde hatte schon die Absicht gehegt, die hohe Unschuld unberührt zu lassen. Aber als ihm die Gestalt des ländlichen Verehrers das Bild der Zukunft für Bébée so klar vor Augen stellte, da blieb er doch nicht gleichgültig dabei; er fühlte das dringende Verlangen, hier dem Geschick entgegen zu treten, unmöglich zu machen, was so natürlich folgen würde.

Wenn Johann ihnen nicht begegnet wäre, so würde er das süße Kind fortan in Ruhe gelassen haben, — so jedoch —

„Gute Nacht, Bébée,“ sagte er zu ihr. „Morgen vollende ich meine Skizze von dem ‚Broodhuis‘ und bringe Dir das erste Buch mit. Träume nicht zu viel, sonst wirst Du die Spizennuster ganz schief stechen. Gute Nacht, hübsche Kleine!“

So wandte er sich ab und schritt durch die grüne, dunkle Allee zurück in die Stadt.

Bébée stand noch eine Weile und sah ihm nach, ein glückseliges Lächeln verklärte ihr reizendes Gesicht; dann hob sie den abgeschlagenen Birnenzweig auf und ließ so rasch nach Hause, wie ein süchtiges Reh.

An diesem Abend machte sie sich lange und viel mit dem Begießen und Beschneiden ihrer Blumen zu schaffen, dann plättete sie sich ein frisches Häubchen für den andern Tag, und beim hell hereinstrahlenden Mondenschein setzte sie sich endlich nieder, um Annemie's Muster von neuem nachzustechen.

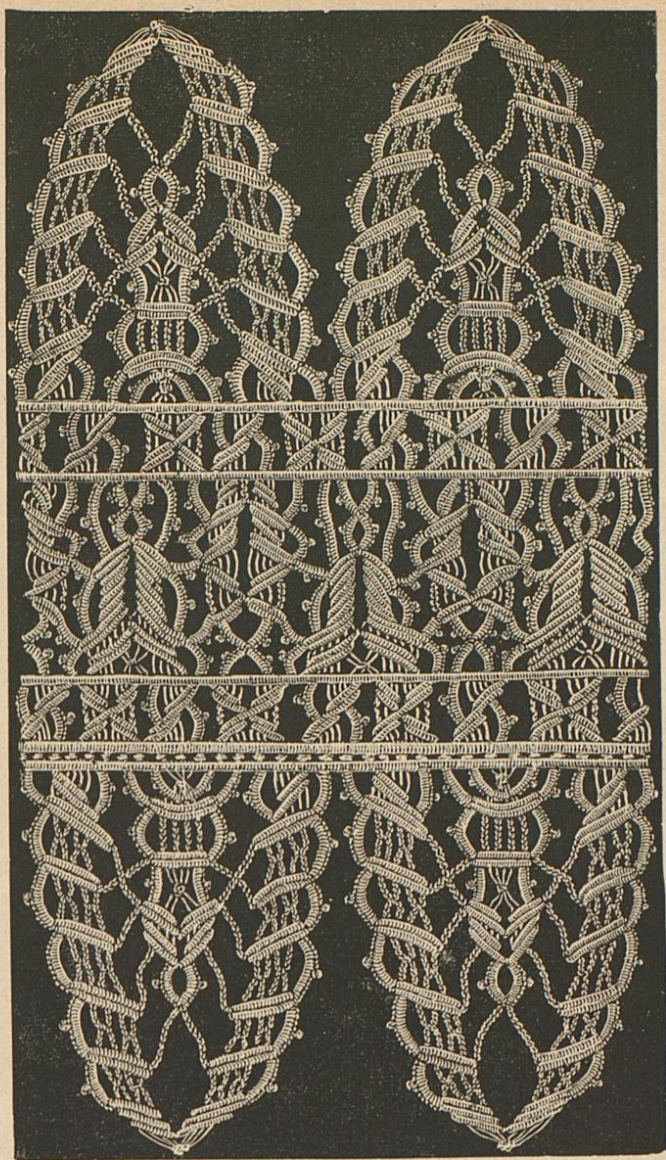


Fig. 11. Geknüpftc Spizen. 16. Jahrhundert Italiensich.

Aber bei all' dieser Arbeit sang sie lustig, und die hübschen Lieder ohne Worte flogen über das Wasser und über

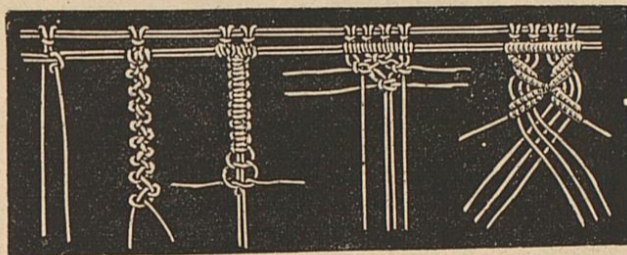


Fig. 13. Knoten für Knüpfspitze.

die Felder, und die alten Leute wachten wohl auf von dem hellen Klang und wandten sich im Bette um, bekreuzten sich

und sagten: „Lieber Himmel! Es ist der Abend vor Himmelfahrt, und die Englein sind uns so nahe, daß wir sie hören können.“

Es war jedoch kein Engel, aber das, was dem Himmel am nächsten ist — ein frohes, junges Menschenherz voll Unschuld und Liebe.

Nur eine Sorge bedrückte Bébée in dieser Nacht. Die Birnenblüthen an dem Zweige waren alle verwelkt, und ihre zarteste Pflege vermochte ihnen nicht eine Stunde Leben einzuhauchen.

„Er hat das nicht bedacht, als er sie abschlug,“ flüsterte sie, als müsse sie ihn vor ihrem eigenen Herzen entschuldigen.

(Fortsetzung folgt.)

Alte Spizen.

(Fortsetzung.)

V. Geknüpftc Spizen.

[Knotted Lace (englisch). Punto à groppo (italienisch). Point noué (französisch).]

Bezüge in geknüpfter Arbeit werden an Gewändern der römischen Kaiserzeit und der byzantinischen Periode gefunden. Die Zettelfäden des in Gold, Silber, Seide oder Leinen gewobenen Stoffes wurden ausgezogen, und die Einschlagfäden in mehr oder weniger complicirten Franzen zusammengeküpft. An die Stelle dieser einfachen Knüpfarbeit traten gleichzeitig mit der Wiederaufnahme mittelalterlicher Spizenarbeit in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts die eigentlichen geknüpften Spizen, welche zuerst im Sforza-Inventar 1493 erwähnt und in Taglienti's und Specchio's Musterbüchern 1530 bis 1550 illustriert werden. Die geknüpften Spizen scheinen sich jedoch keiner großen Popularität erfreut zu haben. Beispiele sind selten und auf Italien beschränkt, wo Punto à groppo während der geometrischen Spizenperiode 1550 bis 1620 insbesondere in der Romagna, Sicilien, Neapel, Genua und auf den Ionischen Inseln angefertigt wurde.

Als Unterlage für die Arbeit diente ein schweres, mit Sand gefülltes Kissen, auf welchem die horizontalen Leitfäden befestigt wurden, um ihrerseits als Basis für die verticalen Knüpfäden benützt zu werden.

Geknüpftc Spizen waren nicht für Gewandsschmuck, wohl aber für Bezüge von Altardecken, Tafeltücher, Vorhänge und Schärpen geeignet. Einfachere Methoden, Schmuckspizen auf dem Kissen zu stechen und zu weben, wurden erfunden und verdrängten die Knüpfspizen, welche weder in Schönheit der Zeichnung noch in Gefälligkeit der Ausführung mit den Keticella und geflochtenen Spizen des 16. und 17. Jahrhunderts concurren konnten. Es ist zweifelhaft, ob diese Art von Spizen in Frankreich, den Niederlanden oder Deutschland verfertigt wurde, wenigstens ist es dem Schreiber dieses nicht gelungen, Spizen derselben in den genannten Ländern aufzufinden.

Italien, wo diese Spizenarbeit unter dem Namen Macramé — Franzenbesatz, arabisch — bekannt ist, producirte zwei verschiedene Arten.

Die eine Fig. 11 ist dicht geknüpft und theilweise in erhabener Arbeit, die andere Fig. 12 flach geknüpft mit losen Knoten. Die Muster reproduciren in der Regel geometrische Motive und nur in seltenen Fällen complicirte Objecte, als Käfer (Fig. 11), Seekrebse, Spinnen u. c. Im 17. und 18. Jahrhundert scheinen nur wenige geknüpftc Spizen verfertigt worden zu sein, bis im Jahre 1843 die Baronin d'Asli einer genuinesischen Spizenarbeiterin Maria Pichetti ein Stück der alten Knüpfarbeit zur Nachahmung anvertraute. Seit dieser Zeit wird viel Macramé in der Albergro de Poveri in Genua und in Chiavari angefertigt, und in ganz neuester Zeit wird die Knüpfspitze von englischen und französischen Frauen vielfach nachgeahmt. Die Arbeit ist eine ziemlich einfache. An die auf dem Kissen befestigten horizontalen Leitfäden werden verticale Doppelfäden von vierfacher Länge der beabsichtigten Spizenbreite angeknüpft, und hierauf das Muster in verschiedenen Arten von Knoten ausgeführt.

Fig. 13 in Verbindung mit Fig. 11 und 12 gibt eine allgemeine Idee der Knüpfarbeit. Solche im Detail zu beschreiben, ist schwierig, und die beste Methode, dieselbe nachzuahmen, dürfte sein, sich ein Stück alter Knüpfspitze zu verschaffen und die Anfertigung der Knoten daran zu studiren. Fig. 14 aber ist eine „geflochtene Spitze“, von welcher Gattung wir im folgenden Kapitel reden werden.

(Fortsetzung folgt.)

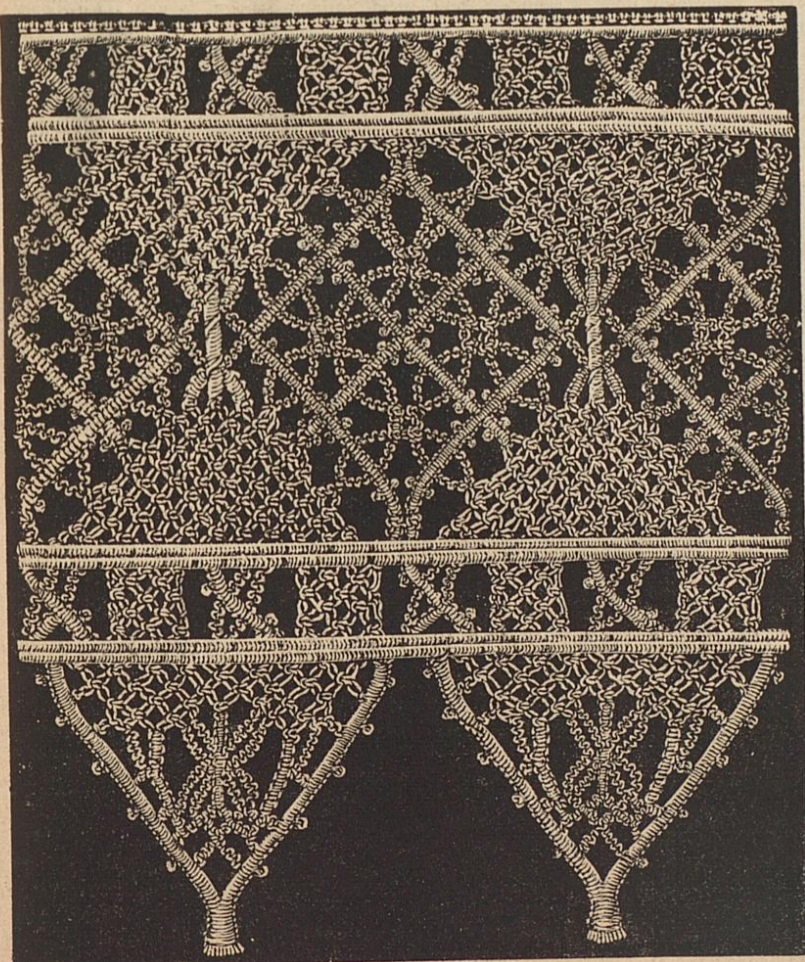


Fig. 12. Geknüpftc Spizen. Geometrischer Stil. Italiensich.

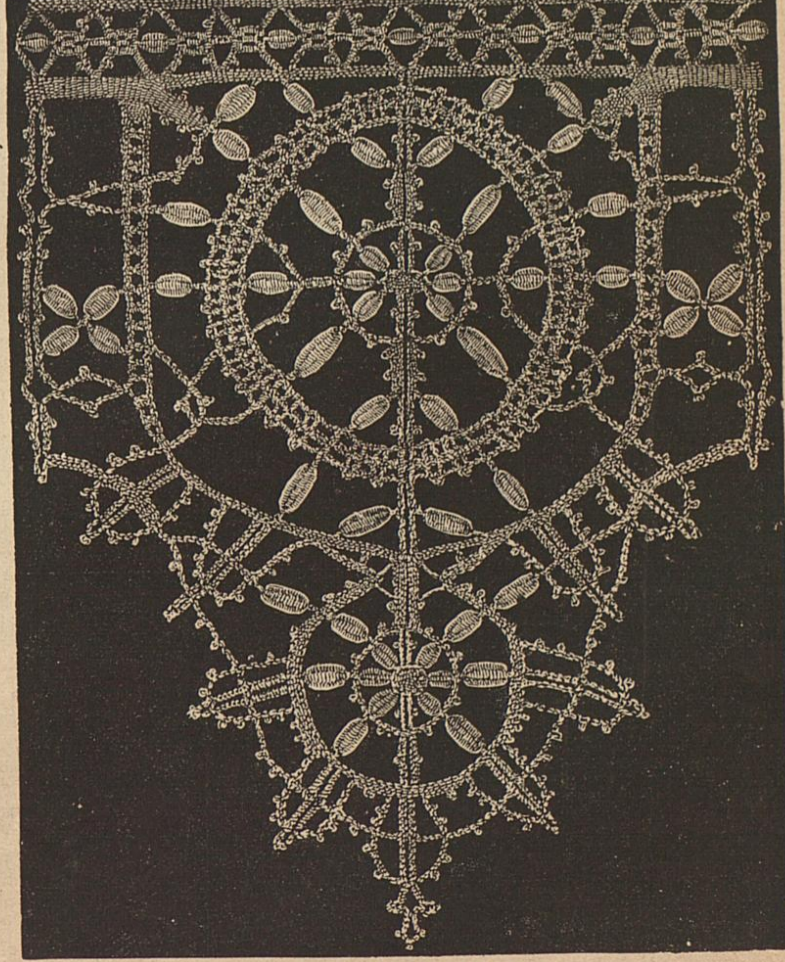
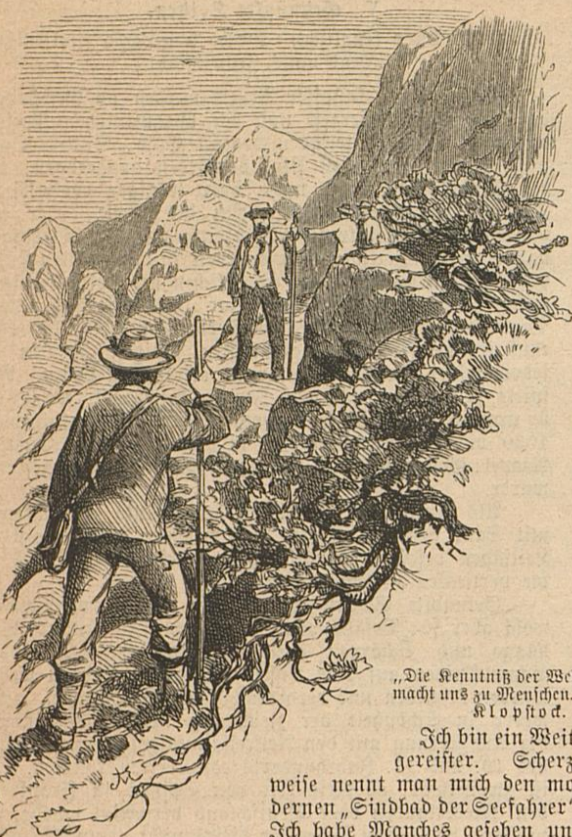


Fig. 14. Geflochtene Spizen.

Eine Pilatusfahrt.

(Mit Originalzeichnungen nach der Natur von Themiastokles von Etenbrecher.)



„Die Kenntniß der Welt macht uns zu Menschen.“
Klopstod.

Ich bin ein Weitzereister. Scherzweise nennt man mich den modernen „Sindbad der Seefahrer“. Ich habe Manches gesehen und wenn auch wenig, doch so viel

gelernt, daß ich keinem engherzigen Patriotismus huldigen kann, der mir verwehrt, zugleich Weltbürger zu sein. In allen fünf Erdtheilen fühlte ich mich heimisch. Auch auf mich blickten die viertausend Jahre der Pyramiden herab; ich wandelte in den Palmenhainen Judens, wie in den düsteren Föhrenwäldern der nordischen Steppen; ich ruhte unter Zelten im glühenden Wüstenland und sah die Sonne aufgehen über Golgatha. Meiner wird am Ganges und an der Elbe gedacht. Die klassischen Thäler des Euphrat und Tigris hat mein Fuß ebenso rüstig beschritten wie das Lavapflaster von Neapel und den Makadam der Bowry Newyorks.

Doch damals war ich noch jung; das Leben schien mir ein einziger, heller Morgen, und im rosigigen Schimmer lächelte mir die Welt aus weitgeöffneten Thoren entgegen. Jetzt will es Abend werden, und, von Erinnerungen zehrend, halte ich am Grabe meiner Vergangenheit kummervolle Wacht. Ich ward zum Philister und gab dem Geschick in Gestalt von Frau und Kind Pfänder, mich künftig ruhig zu verhalten. Ein fester Wohnsitz mußte gewählt werden. Die herrliche Schweiz, welche einst das verwehnte Haupt des Flüchtling schützte, zog mich aufs neue an. Es dünkte mir, als wäre ich dort dem innersten Herzen der gütigen Mutter Natur am nächsten, als könnte ich deutlicher dessen Pulsschlag fühlen. So legte ich denn am Fuße der Alpen meinen abgenutzten Wanderstab nieder und heftete meine verlangenden Blicke auf die glänzenden Spitzen der Bergesriesen, welche mit mächtigen Fingern nach oben zeigen.

Völlig getödtet ist jedoch der Vagabond in mir noch nicht. Wenn die Schwalbe den Frühling kündigt, so regt sich immer noch der alte Wandertrieb und oft wünsche ich mir Flügel, um den lichtvollen Fernen wieder zueilen zu können. Da diese verunglückte Erfindung des Flarsus jedoch leider noch nicht wieder mit Erfolg aufgenommen werden konnte, muß ich mich bequemen, alltägliche Verkehrsmittel zu wählen, will ich von der Stelle kommen. So benutze ich denn während der günstigen Sommermonate jede freie Stunde, um, wenn auch nicht wie ehemals das Weltmeer zu krenzen, doch im Verein mit meiner „Bande“ die nächsten Umgebungen meines Wohnsitzes abzustreifen und mich im prangenden Gottesgarten zu erlaben. Kürzlich erstieg ich dabei auch den Pilatus und sah mir bei dieser interessanten Excursion so viel des Schönen und Bewundernswerthen geboten, daß ich mir nicht verjagen kann, die verschiedenen Phasen der Reise zu schildern und den schwachen Versuch in diesem wohlwollenden Blatte niederzulegen, um dadurch die Aufmerksamkeit der Touristen auf das imposante Gebilde im Gebirgsgürtel hinzulenken.

Jrgend jemand — auf alle Fälle ein nicht ganz Gedankenloser — hat gesagt: „Der Pilatus verhält sich zum Rigi, wie das Epos zur Idylle.“ Der Vergleich ist treffend, wenn er auch noch nicht erklärt, wie der Rigi den früher so bevorzugten Pilatus in den Hintergrund drängen konnte. Während der erstere bis zum flachen Plateau Nichts, als blumenreiche, grüne Matten, einen gewissen cultivirten Charakter zur Schau trägt, imponirt der wildere Zwillingbruder schon durch die grotesken Formationen der gewaltigen Pyramide, die Zerklüftungen seiner vorromantischen Sagen durchwehten Felsenhöden und besonders durch die von Wolken umschleierte pittoreske Zackentrone. Dabei ist er über 1000 Fuß höher, liegt den Centralalpen näher, und der Ausblick ist weit umfassender; auch sind die Wege hinauf kaum beschwerlicher, als die besten Rigiwege, und das Pfeifen der Locomotive, wie das Geräusch einer bunten Menge aus allen Nationalitäten stört noch nicht den Naturentbusstapfen. Dennoch wird der Berg von der modernen Welt stiefmütterlich behandelt und dem Rigi nachgestellt. Das alte Vorrecht wird er wohl nicht eher wieder erringen, als bis auch seine Planken der Eisenring umgürten, und seine heilige Einsamkeit vom Reuchen der Locomotive entweiht werden wird.

So trug mich und die Meinen denn eines schönen, sonnenklaren Nachmittags das Dampfschiff von Luzern an die grünen Gefilde von Hergiswyl. Hell leuchteten Kirche und Häuser zwischen den blüthenbedeckten Baumwipfeln hervor, und hinter ihnen erhob sich der Pilatus in ganzer, stolzer Majestät, wie

ein eifersüchtiger Titane das hübsche Dörfchen bewachend. Lustige Leute stiegen mit uns aus, es entwickelte sich ein lebendiges, heiteres Bild. Die lachende Umgebung erschrickt und regt eigenthümlich an. Nach kurzer Rast im gastlichen „Röthli“ begaben wir uns auf die Wanderung. Der Weg ist voll landschaftlicher Reize; er zieht sich durch das weit zerstreute Dorf und dann in sanfter Steigung den Wiesenplan hinan. Von links und rechts grüßen die Blumen, winken die Sträucher. Abhänge mit reichster Vegetation wechseln mit Laubgehölz in fastigstem Grün. Zur Seite eilt ein Bach im ungestrümmten Lauf nach der Tiefe, und sein melodisches Rauschen erzählt von den Herrlichkeiten der Höhe. Schon fesselt im Rückblick der klassische Vierwaldstättersee, welcher wie ein großes, blaues Auge glückverheißend zu uns emporstaut. Seine weitgestreckten Ufer umrahmt eine eigenartige, prachtvolle, malerische Landschaft, überragt von bewaldeten Höhenzügen, zwischen denen die eisgepanzerten Giganten der Gletscherwelt teck hervorleuchten. Man geht weiter, steigt höher, und überall erschließen sich üppig sprudelnd die Quellen des Schönen und Erhabenen; nahe und fern entrollen sich prunkende, farbengefärbte, sonnenglänzende Bilder, duftige Gestaltungen tauchen gaukelnd am Horizont auf; an Allem hängt der liebetrunkene Blick. Jetzt nimmt ein Tannenwald den Wanderer auf und führt ihn durch dunkle Schattungen dem Allerheiligsten der Natur immer näher. Beim Heranstreiten sieht man sich unmittelbar am Fuß der oberen, schroffen, ungeheuerlichen Pilatussäule, deren Knauf die Beste des Himmels zu süßen scheint. Starr und drohend thürmt sich die graue Steinmasse vor den Pygmäen in die Lüfte, kein freundliches Grün erlabt mehr das Auge, Nichts, als das schwarze Gezweige einzelner, verkriechlicher Tannen droben auf dem Gebirgskamm, kümmerliche Flechten, welche das verwitterte Gestein umranken, und bräunliches Moos, an den gebleichten Wänden klebend. Welcher Gegensatz in der kurzen Entfernung zweier Stunden; glaubt man doch von den blühenden Hainen Hergiswyls bis zur kahlen, tödten Felsenwüste die Abstufungen aller Himmelsstriche durchsteigt zu haben. Hier ist der Altar, vor welchem der Norden als wilder, rauher Krieger mit der weichen Schönheit des Sidens sich vernählt.

Der Pfad wird nun steiler, öder. In zahlreichen, unendlichen Kurven durchzieht er das lose Kalksteingeröll, klettert an Abhängen und Klippen empor, kreuzt Risse und jäh abstürzende Wasser. Noch füllen geschwärtzte Schneereife hie und da die graufigen Spalten. Man staunt die aus den Abgründen der Urmeere hervorgebrochenen, durch unbekannte Gewalten himmelwärts gehobenen Eingeweide des Erdballs an, wie sie in schauerlicher Zerstörung erstarrt und leblos daliegen. Sind sie doch die stummen und dennoch so berebten Zeugen jener Periode stürmischer Kämpfe, in welcher die Elemente um den Vortritt rangen, und die Werkstätte der Natur noch keine die Sinne erschreckende Pflanzendecke über den Erzpanser der Erde gewoben hatte. Der Mensch verschwindet inmitten dieser Weltruinen, über denen der Adler wie ein vereintamer Käfer schwebt. Die weitgestreckte, schwägende, so verwilderte Einöde erregt unwillkürliches Bangen, in dieser Kirchhofsstille fühlt man sich verloren; der unfähig einsörmige Weg gleicht dem schwierigen Pfad zur Tugend; doch oben auf dem Foch winkt als Palladium für den muthigen Streiter die Kapelle und das Gasthaus zum Klinsenhorn. Noch einige mühsame Schritte, und das erste Ziel ist erreicht. Ueberreicher Lohn wird dem Sieger zu Theil. Der Vordergrund gestattet zunächst überraschende Einblicke in unergründliche, dunkle Tiefen. Hohe Fichten strecken ihre zottigen Äeste wie hülfesehend daraus hervor. Doch bald taucht das Auge aus den Schlingen wieder auf und schweift entzückt über Matten und Felder, Hügel, Thäler und silberglänzende Seen weit hinaus in nebelhafte Fernen. Der Blick dringt bis tief ins segnete deutsche Reich hinein, Bogesen und Schwarzwald schließen mit bläulichen, verschwimmenden Linien den Horizont ab, dessen weiter Vogen vom blendenden, durchsichtigen Himmelsdach überwölbt wird. Lachende Gefilde dehnen sich zu Füßen des Berges aus, die Thürme und Dächer zahlloser Städte und Dörfen funkeln im hellen Sonnenstrahl. Es ist ein eigenthümlicher Reiz, mit welchem die holde Natur vor anderen Gebirgsländern die Schweiz schmückt, wenn sie in sumreicher Laune blumenreiche Zaubergärten unmittelbar an den Rand grausenvoller Gebirgswüsten verlegt und mit dem bunten Farbenschmelz der Alpenflora die schreckhafte Größe mit Anmuth umhüllt.

Wir ruhten am Abhange und schwelgten im Anblick des lichtumflossenen, unvergleichlichen Gemäldes. Nichts störte uns; das Geräusch der Welt verklingt in diesen Höhen. Ein seliger Friede waltete, dem die kleine, einsame Kapelle den entsprechendsten Ausdruck verlieh. Nur klangen von Zeit zu Zeit in das Schweigen phantastische, aber liebliche Töne, als kämen sie aus überirdischen Regionen. Es waren die Lieder der Hirten in den Gründen der Brändlenalp. In dieses aus frohbewegter Brust hervorgepreßte Jodeln, angenehm und rein durch sich selbst, in die einfachen, durch augenblickliche Eingebung entstandenen Melodien fiel wie mit süßem Orgelklang der Wiederhall vom Felsen ein, erst klar und deutlich, dann nach und nach abschwimmend wie die Saufzer der Windharfe. Diese eigenthümlichen Klänge, Hymnen zum Lobe des Schöpfers, üben einen unbeschreiblichen Zauber auf das empfängliche Gemüth.

Doch noch gilt es die höchste Spitze zu erreichen, und schon neigt sich die Sonne dem Untergange zu. In röthlichen Reflexen erglühn die nahen Felsenburgen, deren Zinken leichte, geipenstige Wölkchen umflattern. Es will Abend werden, und noch bleibt ein mühseliges Stück Weg zu überwinden. Wir eilen weiter. Der Pfad nimmt jetzt einen ganz anderen Charakter an. Er ist meistens in die Felsen geprenzt und, wenn auch völlig gefahrlos, doch bänglich zu beschreiten. Defters führt er an steilen Abhängen hin und erfordert Vorsicht und sicheren Fuß. So gelangt man nach einer halben Stunde zum sogenannten „Christloch“, einem kaminähnlichen Aufgang, zwischen dessen steilen Felsenwänden eine hölzerne, bequeme Treppe zur Höhe und zu einer Ueberraschung führt, wie sie großartiger und ergreiferender kaum gedacht werden kann. Sobald man die letzte Stufe überschritten und das Plateau betreten hat, sieht man wie durch magische Kraft das ganze, weitgestreckte Gebiet der Centralalpenkette — welche bisher vom Bergesgipfel verdeckt blieb — entrollt. Jungfrau, Mönch, Eiger, Schredhorn, Blümlisalp und alle die mächtigen Veteranen des gerühmten Berner Oberlandes, prä-

sentiren sich in ihren weißen, von der Abendröthe purpurn verbrämten Talaren. Welche gigantischen Massen von Spitzen, Wölbungen, Zacken und Firnen, eine Trümmervelt, von Geklopfen aufgethürmt. Wie ist das Alles so ernst und erhaben! Festgebannt hafet der Blick an diesen Schrecklichen, deren Scheitel glühende Kronen zieren, und deren Füße in den Grund tauchen. Aus eisiger Einsamkeit schauen sie wie zürnend auf uns Profane hernieder. Dabei ballt es sich auf ihren düsteren Stirnen bedrohlich zusammen. Einzelne Wölkchen lösen sich los und segeln ansehnend harmlos durch die Lüfte. Schnell sind sie da, wie duftige Schleier hüllen sie uns ein, necken, tändeln, kosen und rücken uns endlich, gleich einer Plänklerschaar, ernstlich zu Leibe. Hinter ihnen postirt sich unterdessen die Hauptarmee, eine schwarze Dunstmasse, welche das verglimmende Tageslicht mechlerlich ersickt und plötzlich groß und rauschend heranzieht. Die Sache wird bedeutlich; jedenfalls will das kühne Völkchen irgend einen Handstreich führen und uns in seine feuchten Umarmungen ziehen. Die geschlossenen Colonnen rücken vor und künden uns, den Berwegenen, die sich in ihre Regionen wagten, den Krieg an. Wir flüchteten; doch kaum war nach einigen hundert Schritten das schützende Dach des „Hotel Bellevue“ erreicht, so erfolgte der Angriff, und es entbrannte ein Kampf, doppelt fürchterlich in diesen Höhen. Der Himmel senkte sich belastend herab. Es wogte und tobte um das Haus. Ein Nebelmeer stieß über Berge und Länder. Eine zweite Völkenschaar rollte sich droben aus und verspann sich tüchtig mit der ersten. Die eine schleuderte der anderen ihre Flammenblitze entgegen, in tausendfachem Echo prallte der Donner von den Felswänden zurück, in den Klippen heulte der Sturmwind, fuhr saugend um das Dach und warf die schweren Regentropfen gleich Geschossen gegen die Fenster. Es war ein großartiges Schauspiel, zu dem der Augenblick uns führte. Wir saßen, so zu sagen, mitten in den Wetterwolken drin. Doch legte sich bald das Wüthen. Grollend verzog sich das Gewitter, die schwarzen Armeen schoben sich coulissenartig über den See dem Rigi zu, und am Himmel erschienen vereinzelte Sterne als willkommene Friedensboten. Ich trat hinaus vor das Haus. Finster umfartete mich die schroffen Grate des Widerfeldes und des Tomlishorns, die gleich abgesehenen Geistern einer längst vergangenen Zeit fremd auf die Gegenwart herniedererschauten. Sie kamen mir wie riesige Zahlen vor, bestimmt, die Seiten im großen Buche der Natur zu bezeichnen. Die ganze Scenerie trug das Gepräge des Schauerlichen, wild Ungeheuerlichen und wirkte dennoch tröstend und verheißend. In den Tiefen war Alles stumme, dunkle Nacht, nur die Lichter von Luzern grüßten freundlich herauf.

Die volle Weihe, wie sie die hochgewölbten Dome der Natur auf die Andächtigen in ihren Hallen ausgießen, sollte ich erst am anderen Morgen empfangen. Mit dem ersten Frührothschimmer verließ ich nach wohlgedurcherter Nacht das Hotel und erstieg die nur fünf Minuten entfernte Spitze des sogenannten „Egel“. Der Morgen zog klar und duftig herauf. Die Luft, rein und geistig, wie ich sie in tiefen Odenzügen trank, schien mein ganzes Innere erfrischend zu durchfließen. Ich sandte die Blicke auf Rundschaft aus. Nach allen Seiten streckten sich die Höhenzüge strahlenförmig hin, von der bairischen Alp bis zum Montblanc hob sich jeder Bergkoloß, vom Schimmer des neuen Tages rosig angehaucht, scharfbegrenzt vom dunkeln Hintergrunde ab. Mehr und mehr wichen die Schatten der Nacht. Eine ganze, herrliche Welt lag vor meinen Augen, friedlich und harmlos wie ein schlummerndes Kind. Ueber den Ebenen und zahlreichen Wasserpiegeln schwebten noch leichte Dunstwellen. In trunkenem Bewunderung blickte ich auf die pittoreske Mischung von Anmuth und Erhabenheit, auf die Zauberspiele des Lichtes und die wechselnden Färbungen. Welch ein Theater, diese unendliche Perspective von Bergen an Bergen, diese hohen, senkrechten Gestalten, einander übergipfelnd bis zum Schnee der ewigen Gletscherwinter; wie ziehen ihre phantastischen Umrisse, die Zinnen, aus Rosenflug und Lilienweiß gewoben, so mächtig an. Wild durcheinander geworfen lassen sich diese grotesken Thürme von weich anschwellenden Hügel schmeichelnd umfassen.

So stand ich auf hohem Balcon, stolz auf die Reiche der Erde hinabschauend. Ich ging wie in ein Traumleben ein. Während das Auge sich mit Sonnenstrahlen füllte, schlugen erregt die Pulse, und das Herz dehnte sich aus in unsagbarem Sehnen und Schauern. Mir war, als vernähme ich das Echo meiner eigenen Gedanken, die sich grenzenlos entwickelten und denen dennoch Alles mangelte, um sich auszudrücken. Ich glaubte in einen Ocean ohne Form und Ufer zu versinken und wurde zum prophetischen Seher. Es umschwirrten mich Töne, wie ich sie noch nie gehört, und es umgaukelten mich Gestalten, wie ich noch nie dergleichen erblickt. Wäre ich Musiker, vielleicht hätte ich die Harmonien ohne Hauch, die Saufzer ohne Stimme, von denen meine Phantasie träumte, festzuhalten vermocht. Allein diese himmlischen Flüsterlaute kamen noch nie über sterbliche Lippen, und ich kenne keinen Ton, der eine annähernde Idee von ihnen erwecken könnte. Sie scheinen der eigenthümlichen Sprache der Aetherregionen anzugehören. Die Natur hat zwar allerwärts ihre Lieder, auf hoher Warte werden sie jedoch zu Psalmen.

Mit der aufsteigenden Sonne verschwand diese wunderbar märchenhafte, geistige Fata Morgana, verklangen die Gesänge aus der Feenwelt. Diese seltamen Eindrücke empfangen ich übrigens nicht allein auf den Bergesgipfeln, auch das Meer ruft sie gebieterisch in mir hervor. Die unermessliche blaue Tiefe des Himmelsgebölbes gibt der empfänglichen Phantasie so leichten Anlaß, sie mit der erhabenen Azurfläche zu vergleichen, welche man Ocean nennt, mit dem riesigen Spiegel, von dem der Himmel bald seine Gestirne, bald seine Stürme wiederstrahlen läßt. Und dort wie hier erinnert man sich in solch erhabenen Augenblicken unwillkürlich an den Jammer der Welt. Je mehr der Geist sich in lautere Sphären erhebt, desto schneller kommt er zum beschämenden Bewußtsein der Nichtigkeit alles irdischen Strebens. Das Wehen reiner Luft befreit das Gemüth von den Schlacken des Alltags. Man empfindet mit Bedauern, wie sich die gerühmten Herren der Schöpfung mit Eitelkeiten brüsten, nach materiellem Besitz ringen und jagen, mit ihren riesenförmigen scheinenden Plänen und zerstörten Hoffnungen vom ersten bis zum letzten Athemzuge sich quälen und gegenseitig mit Bosheit und tödtlichem Haß sich zu vernichten suchen. Trotz der seit achtzehn Jahrhunderten von allen Kanzeln gepredigten Religion der Nächsten-



In der Sommerfrische. Originalzeichnung von Jos. Watter.

liebe, welche Intoleranz, wie viel Härte und Grausamkeit! Wo findet man den, der getrennt den ewigen Grundsätzen dem irrenden Bruder siebenmal siebenmal vergibt, das Volk, welches blutige Kriege um ein angetastetes Vorrecht, wegen eines streitigen Streifen Landes mit Abscheu verwirft? Wo bleibt die wahre Menschenwürde? Und ich selbst auf meinem stolzen Berg, der doch nur ein Sandkorn auf der Erde, ein Atom im Weltall ist, woher nehme ich ein Recht, mich nur auf Augenblicke über Andere zu erheben? Bin ich nicht selbst eine nur geträumte Größe, ein bedauerndes Nichts mit allen Gebrechen der unvollkommenen Menschheit behaftet, morgen vielleicht schon ein Schatten von gestern? Bleibt der Zwerg nicht Zwerg, wenn er auch über die Alpen kriecht? — Wie räthselhaft, daß der menschliche Geist, dessen Strahl das Weltall, die Geheimnisse der Natur durchleuchtet und ins Ewige dringt, die Herrschaft über niedrige Leidenschaften und irdisches Trachten nur so schwer zu erringen vermag!

Diesen wenig tröstlichen Betrachtungen entriß mich der verschönderte Morgengruß meines Weibes, der Zübelton meines Kindes. Auch sie waren erwacht und gekommen, sich an dem reichen Tische zu ergötzen. Der Tag war günstig, und so fielen nicht bloß Brocken für uns ab. Nach gehabten geistigen und materiellen Genüssen rüsteten wir uns zum Ausbruch. Ungern scheidet man von so lichten Höhen und zögernd nur lenkt man den Schritt wieder nach der Tiefe, um im Gewirr der Welt sich zu tummeln und unterm Pflichtenjoch zu farnen. Noch ein letzter, schmerzlicher Scheideblick auf alle Pracht, und fort ging es, hinunter, Alpnacht zu. Der Weg ist höchst interessant, manch' seltene Blume fiel uns zur willkommenen Beute, und so zogen wir an Wasserfällen, Felsenstürzen und Alpenhöhlen vorüber nach den Ufern des romantischen Bierwaldstättersees. Noch mancher Liebesgruß ward mit den Giganten der Gebirgswelt gewechselt, welche getreulich unseren Weg bewachten. Jedenfalls wird diese Pilatusfahrt eine Hauptstation in meinem Leben bilden, dessen schönste Erinnerungen, wie Genssen vom Jäger verfolgt, auf den Alpen Gipfeln umherirren.

A. v. B.

In der Sommerfrische.

Originalzeichnung von Jos. Watter.

Watter's köstliches Bild bedarf keiner Erklärung. Ich wüßte nur eine einzige Frage an den Künstler zu stellen. Ich meine nicht das Wo? Dasselbe ist gleichgültig, es sei denn, daß die Leserin, vom Bilde angeregt, sofort dorthin aufzubrechen wünsche. Es ist eben einer jener glücklichen Himmelstriebe, wie sie der Dichter schildert,

„wo See an See

Mit holdem Gruß blauäugig aus der Tiefe lacht,
Und über sanften Hügelnschwebend, wipfelreich
Der Buchenforst auf säulenreichen Stämmen wogt.
..... O welche Kühlung säuselt hier
Vom Laubgewölbe! Welch geheimnißvoller Duft
Umweht die braunen Quellen und den blühenden
Waldbreitertepich, der den ganzen Hag bedeckt,
Und füllt die Seele märchenhaft dem Rastenden
Mit allem Zauber schauernder Waldesamkeit!"

Waldeinsamkeit — sie beginnt entschieden dort, wo wir das junge Paar weilen sehen. Er liest ihr wahrscheinlich Verse und hoffentlich nicht seine eigenen vor. Ob sie ausschließlich auf seinen lyrischen Vortrag oder auf das Lied einer nahe Drossel horcht, bleibe dahingestellt. Tiefer im Park, im Schatten der Kastanien haben wir allen Comfort der Gesellschaft, Teppiche, eine gedeckte Tafel, welche — es ist schwerlich lange her — wohlbesetzt war, Kaffee, Dienerschaft und — Besuch. Man pflegt zwar das Waldleben der Zigeuner vorzüglich poetisch zu finden, allein ich ziehe diese Waldidylle vor. Allerdings bringt Papa — Oberst a. D.? — die leidige Politik ins heitere Grün, aber nach Tisch ist die Zeitung nicht gefährlich. Man wirft einen Blick um sich und wird das Leben sofort wieder schön finden. Welche reizenden Kinder! Der Kleine rechts mit militärischen Neigungen, der mit dem Jagdhund des Gastes das Kapitel „Nichts für Pluto“ verhandelt, das artige Mädchen, das dem Baby einen Blumenstrauß darreicht, und das allerdings erwachsene andere — das Kinder-Mädchen! Vom Baby sieht man nur die Händchen. Aber in diesem Alter ist man immer ein „Engel“. Der schöne Mann im Sammetjaquet ist ein reicher Gutsbesitzer aus der Nachbarschaft. Er begleitete den Wagen, der seine beiden Schwestern hergebracht, zu Pferde. Die Schwestern sind zwei sehr anmuthige Bräutchen; die mit dem Sonnenschirm ist ein klein wenig medisant; sie macht der sinnigeren Schwester soeben irgend eine „feine“ Bemerkung. Alle diese Menschen bilden einen Kreis, wie man ihn an einem blauen Junitag in schöner Natur nicht anders wünschen kann. Unbestritten die Königin dieses Kreises aber ist die älteste Tochter des Hauses, die Dame mit der Rose an der Brust. Aber nun kommt die verhängnißvolle Frage an den Künstler:
Ist sie Wittwe?

J.

Deutsche Seebäder.

2. Die Seebäder von Greifswald.

Von Ida von Mürringsfeld.

Vor ungefähr achtzig Jahren, so lautet eine Sage, kam zu dem Pastor eines pommerischen Inselortes ein Verwandter aus dem Binnenlande, welchem angerathen worden war, irgend eines Uebels wegen in der See zu baden. Kopfschüttelnd hörte der Pastor dieses Vorhaben seines Besuches an. Zu der See baden, das war seines Wissens noch nie geschehen. Der Pastor konnte und wollte die Verantwortlichkeit, dergleichen zu gestatten, nicht allein auf sich nehmen; der Küster wurde zu Rathe gezogen. Der Küster schüttelte den Kopf nicht minder bedenklich, als der Pastor gethan hatte, auch in seiner Erfahrung war etwas so Abenteuerliches noch

nicht vorgekommen. Wie selbst die Fischer, welche doch Tag und Nacht auf der See hanthirten, hegten vor dem Hineingehen einen wahren Abscheu, und hier war ein Mensch mitten aus dem Lande, welcher durchaus hinein wollte! Denn er wollte hinein, der Vermeßene, er ließ sich nicht abbringen davon, der Eigensinnige; dem armen Pastor und seinem besorgten Küster blieb folglich nichts übrig, als auf Sicherheitsmaßregeln zu denken; die Frau Pastorin mußte ihre Zeug-(d. h. Wäsche-)Leine hergeben, das eine Ende wurde dem Badenwichtigen sicher um den Leib geschnürt, das andere behielt der Küster krampfhaft in den Händen, und so wanderte Jener, wie ein geschütztes Thier auf die Weide, am Stricke in die See, bis man sich endlich überzeugt, daß er jedesmal nicht nur lebendig, sondern auch ohne jeglichen Schaden wieder herauskam. Da kriegte die Frau Pastorin ihre Leine wieder, und der Badenbegehrte in die See, wann und wie er wollte.

Jetzt haben allerdings die Fischer noch immer ihren Widerwillen gegen das Seebaden behalten, aber im Allgemeinen ist er so gänzlich geschwunden, daß die Küsten von Pommern, sei es auf dem Festland, sei es auf den Inseln, eigentlich nur noch aus Seebädern bestehen. Wo immer ein Stückchen Strand ist, ja, gelegentlich auch, wo kein Strand ist, bieten Orte sich dar, um Badegäste aufzunehmen. Freilich muß an vielen außer den vier Wänden und einigen Bettstellen, Tischen und Stühlen, Alles mitgebracht werden, Betten, Wäsche, Tisch- und Kochgeräth, kurz, buchstäblich Alles. Das stört indessen nicht; die Eisenbahn ist zur Hand, die Dampfboote sind es gleichfalls, die Familie packt ihren Hausstand zur Hälfte ein, zieht vollzählig in irgend ein Dorf, in dessen Nähe eine Ruine steht, oder eine Stadt verfunken ist, bringt die Sommermonate auf eine lustige Zigeunerweise zu, schüttelt, wenn es zu rauh wird, bei dem letzten Bade die Kränze, welche sie aufgesetzt hat, vom Kopf herab in die See, und kehrt dann vergnügt, gestärkt und ziegelroth gebeizt nach der Stadt zurück.

In den nachbarlichen Ländern und Provinzen, sogar in Berlin, fängt man bereits an, diese bisher anonymen pommerischen Badeorte zu kennen und zu besuchen, weiter draußen oder vielmehr weiter drinnen in Deutschland indessen weiß man außer von Kolberg und Swinemünde noch immer bloß von Heringsdorf, Wisdroy und Putbus. Zwischen diesen dreien schwanken denn auch wir, als wir im vorigen Jahr beschlossen hatten, unsere kurzen Sommerferien zu einem Aufenthalt an der Ostsee zu benutzen. Wohin gelangte man auf die bequemste Art, wo gab es am meisten Schatten am Strand und am wenigsten Gesellschaft?

„In Wisdroy ist sehr viel Gesellschaft und so gut wie gar kein Schatten,“ sagte ein befreundeter Herr, mit dem wir in W...s Hotel in Berlin zu Mittag aßen. „In Heringsdorf haben Sie allerdings sehr schönen Wald, aber ist der zu Ende, auch weiter keine Gegend. Ich würde Ihnen Marienlyst rathen.“

„Das ist mir zu weit, und dann, wir können Dänisch nur lesen, noch nicht sprechen. Es sprechen zu lernen, würde mich angreifen, und ich muß mich erholen.“

„In Marienlyst spricht alle Welt Deutsch.“

„Aber ich würde dänisch sprechen wollen.“

„Gut, so gehen Sie nach Putbus. Putbus ist reizend, der Park ist lauter Schatten, und Sie haben von Greifswald aus nur zwei Stunden Dampfboot.“

Am nächsten Mittag speisten wir in Greifswald, einer der wohllichsten und anmuthigsten von allen mir bekannten Mittelstädten. Auch blieben wir mehrere Tage dort: eines Theils war ich nicht wohl, andern Theils fürchtete ich mich vor der Ueberfahrt nach Putbus und vor Putbus selbst. Es waren in der letzten Woche, d. h. sobald das wieder einmal vernünftig gewordene Wetter den Beginn der zweiten Saison gestattete, „schrecklich viel Herrschaften übergefahren“, ein Unterkommen würde schwerlich noch zu erlangen sein. Ohne Unterkommen im Park von Putbus sitzen, die moderne Wohnungsnoth durchmachen, ich verspürte nicht die mindeste Lust dazu. „Lieber bleib' ich in Greifswald,“ erklärte ich; „das Wasser ist hier so salzig, man kann sich allenfalls einbilden, an der See zu sein.“

„Gnädige Frau können von hier aus auch baden,“ versicherte ein bernsteinblonder Kellner; „unsere Madame fährt alle Morgen nach Bieck.“

„Wo ist Bieck?“

„Eine Stunde von hier. Man kann dort auch wohnen, es sind Quartiere da, aber noch schöner ist's in Eldena. Da wohnen mehrere Herrschaften.“

„Und man kann ebenfalls dort baden?“

„O gewiß!“

Da waren ja gleich zwei Badeorte, wie ich sie gewünscht, aber kaum gehofft hatte: ohne gar zu viele Herrschaften, daher ohne Wohnungsnoth, noch nicht von auswärtig her heimgejucht, folglich noch patriarchalisch und idyllisch, und woran mir für den Augenblick besonders gelegen war: in einer halben Stunde ganz bequem zu Wagen erreichbar. Ich war förmlich gerührt über dieses Apropos der beiden Greifswalder Seebäder und beehrte mich, sie in Augenschein zu nehmen.

Wied ist ein Fischerdorf, aber keins von denen, welche uns unaufhörlich in der englischen Sensationsromantik begegnen. Es hat keine Hütten, sondern hübsche einstöckige Häuser, die ein niederländisch blankes Ansehen haben und größtentheils von Seeapitänen im Ruhestand bewohnt werden. Seinen Namen bekam es von seiner Lage an der früheren „dänischen Wyl“, welche jetzt mit einem dänisch-schwedischen Pleonasmus „der Wieders Bodden“ genannt wird. Der Nyckluß, dessen Name ein anderer Pleonasmus ist, nur ein slavisch-deutscher, die Wasserstraße von Greifswald, mündet bei Wied in den Greifswalder Bodden.

Eldena, gegenüber von Wied, ist zwiefach bekannt: durch die Ruinen seiner Cisterzienserabtei und durch seine landwirtschaftliche Anstalt. Diese feierte vor etwa zwölf Jahren ihr fünfundsundzwanzigjähriges Stiftungsfest, kurz nachdem die Universität von Greifswald ihr vierhundertjähriges begangen hatte. Der Rector wollte zu der Feier von Eldena nicht recht heran, mit vierhundert Jahren verglichen schienen ihm fünfundsundzwanzig des Begehens nicht würdig zu sein. Es half ihm Nichts, er mußte die Kette des letzten Pommerberzogs umlegen, die bei allen feierlichen Veranlassungen vom Rector Magnificus getragen wird, und so geschmückt aus der Akademie in die Ruinen ziehen.

Chemals gab es zwischen Eldena und Greifswald einen

so großen Wald, daß es sprichwörtlich hieß: „die Welt wird nicht so lange stehen, daß man Greifswald kann von Eldena sehen.“ Die Welt steht noch, und man sieht Greifswald von Eldena ganz vortrefflich, der gewaltige Wald ist nicht nur gelichtet, sondern völlig verschwunden, und der letzte Ueberrest davon heißt „der Hain“, im Volksmunde wohl auch „der Busch“, officiell zur Erinnerung an den Besuch, welchen die hochselige Königin-Wittve von Preußen als Kronprinzessin Eldena abgestattet, „der Elisenhain“.

Im Busch, Hain oder Elisenhain nun sind, so lange er grün ist, Tag aus Tag ein die Herren Akademiker zu finden. Doch nicht sie allein: ganz Greifswald scheint den Sommer über in einer fortwährenden Auswanderung nach dem Hain begriffen zu sein. Von den schönsten Alleen umgeben, die selbst am hohen Mittag Schatten gewähren, kann es, seiner Meinung nach, doch lediglich unter den Büden und Eichen des Hains Luft schöpfen und Erfrischung finden. Vom April bis zum Oktober fahren auf dem Nyckflusse zwei kleine Dampf-Nachmittags zwischen Eldena und der Stadt hin und her. Jede Stunde kommt einer, jeder, welcher kommt, ist mit Seimgängern besetzt, an Concerttagen manchmal bis zur Gefahr des Untersinkens. Dazu kommen noch die vielen Wagen, die häufig drei oder vier Mal den Weg machen und fast jedes Mal förmlich beladen sind. Dester haben wir auf einem vierstigen Gefährt, welches durchaus nicht ungewöhnlich geräumig war, den Kutscher inbegriffen, neun Personen gezählt.

Wir konnten uns mit aller Bequemlichkeit an diesem rastlosen Drängen nach dem Haine ergötzen, denn wir hatten von den zwei Seebädern Eldena gewählt und wohnten wie alle Welt dort, an der großen Fahrstraße. Unser Haus war, im künstlerischen Sinne betrachtet, das hübscheste im Orte und weit und breit als „Richter's Burg“ bekannt, ohne daß es im mindesten etwas Burgähnliches gehabt hätte. Lang, im Verhältniß niedrig, neutral gefärbt, geschmackvoll weiß verziert lag es unter einem bräunlichen Ziegeldache im Grunde eines Gartens, in welchem Hunderte von hochstämmigen Rosen blühten, und eine Fülle von Reseda duftete. In der Mitte des Erdgeschosses trat ein geschlossener Porticus hervor, über welchem auf zwei weißen Säulen ein Balkon ruhte, der, ganz eingehüllt in wilden Wein, das reizendste Observatorium bildete. Links kam zwischen freundlichen Beisitzungen die Straße von Greifswald her, und über ein niedriges Dach weg sah man ein Stückchen Nyckfluß und die braunen Segel der Fahrzeuge, die auf ihm der Stadt zuglitten. Gegenüber erhoben sich zu beiden Seiten eines hohen Hauses große Baumkronen, um welche her an stillen Nachmittagen wie leichte Rauchwolken die Mädchenwärme wirbelten. Rechts blickte man über eine Wiese hin auf den Bodden und den Wald, in welchem Ludwigsburg liegt, ein früheres Schloß der pommerischen Herzöge, das sich jetzt im Besitz der reichsten Familie von Greifswald befindet.

Diesen Balkon nun mit seiner lieblichen Aussicht, seinem dichten grünen Dach und seinen Vorhängen von Nebenrängen hatten wir nebst einem Theile des Oberstocks von „Richter's Burg“ als unser zeitweiliges ausschließliches Eigenthum erworben, leider zur größten Enttäuschung eines Deutsch-Magyaren, welcher auch auf der Akademie nicht studirte und gleich wie oben in „Richter's Burg“ wohnte. Er hatte bis dahin den Balkon nie benutzt, aber sobald wir ihn gemiethet hatten, entdeckte der junge „Herr“ auf einmal, daß er nirgend anders frühstücken könne, und als die Wirthin logischer Weise den Balkon vor ihm zuschloß, gerieth er in die höchste Aufregung, trank keinen Kaffee mehr im Hause und zog am nächsten Morgen unter den heftigsten Vorwürfen aus.

Da wir ihn keineswegs verdrängt hatten, ließ sein stürmischer Abzug uns in vollkommener Ruhe, und wir richteten uns ohne alle Gewissensbisse auf den beiden geflochtenen Lehnstühlen unsers Balkons ein, um von ihm herab das Sommerleben des aufknospenden Badeortes zu beobachten. Der Tag begann mit dem Badeomnibus, welcher um halb sieben von Greifswald kam und so und so viel Damen an den Strand fuhr, während eins der Dampfchen mit denjenigen Greifswalderinnen, welche die Anstalt in Wied vorzogen, den Nyckfluß hinabächzte. Um sieben fuhr der Commissionswagen, welchen das Amt täglich nach der Stadt schickte; er lud unterwegs sämtliche Knaben und Jünglinge auf, welche in Greifswald die Schulen besuchten. Um halb acht Lehrte der Badeomnibus vom Strand zurück, und einzelne Wagen kamen mit Damen vorüber, welche nicht so früh baden wollten. Gewöhnlich sah auf einem neben dem Kutscher der Briefträger, welcher die Postkassen aus Greifswald zu bringen hatte und eine ganz verschiedene Abneigung verrieth, seiner Pflicht zu Folge nachzukommen. Wie oft haben wir ihm lachend zugehört, wenn er um zwölf Uhr Mittags vor dem hohen Hause uns gegenüber stand, wo die Postexpedition ihr Quartier hatte. Sehnüchlig blickte er die Straße hinauf, ob nicht vielleicht irgend ein Wagen käme und ihn mitnähme. Erst wenn er mehrere Minuten umsonst gespäht hatte, entschloß er sich, daß seinem Fellesen einen Ruck mit den Schultern und wanderte die Straße hinab resignirt der Stadt zu. Nach Tische sollte er mit dem Halbvierboot wiederkommen, und die Ausgabe der Briefe um vier erfolgen. Kam er aber um halb fünf, so wurden die Briefe nicht vor fünf ausgegeben ja, gelegentlich wurde es sechs, ehe man erfuhr, wie es draußen in der Welt stand, und dann sagte er sehr ernsthaft: „Der Zug hat sich heute verspätet.“ Dabei sah er so gutmüthig aus und brachte einem die verspäteten Briefe mit solcher Theilnahme an ihrer Ankunft überhaupt, daß man der langsamen Maschine ebenso wenig böse werden konnte, wie dem großen militärischen Postexpedienten, wenn er ohne weiteres mitten in den Amtsstunden sein Bureau zuschloß, um spazieren oder baden zu gehen. Man war eben in Eldena, d. h. auf dem Lande.

Täglich zweimal zogen drei große Staubwolken, in denen sich ebenso viele Schafherden befanden, an unserem Garten vorüber. Mit vier Pferden bespannt rasselten die mächtigen Gintewagen hinaus auf die reichen Felder; die Schnitter und Binderinnen lehnten mit untergeschlagenen Armen an den Leitern und lachten, wenn wir sie logirten. Es war ein kräftiger Schlag, Männer wie Frauen, diese in einer kleidamen ernsthaften Tracht von dunkelblauen Stoffen mit großen weißen Schürzen, weißen halblangen Ueberarmeln und runden braunen Hüten. Ebenso, nur ohne Schürzen und Ueberärmel, trugen sich die Frauen, welche einen schwingenförmigen Korb am Arme von Wied Brod und Fische brachten, während die Obstverkäuferinnen ihre Waare führten. Auf diese Frauen be-

beschränkte sich der Handelsverkehr des Ortes, welcher, nebenbei, gerade so betrieben wurde, wie die Briefausgabe, d. h. ohne festliche Eile. Ueberhaupt gab es in Eldena niemals Eile, sondern jedes Heute hatte sein bedächtiges, behagliches Morgen. (Schluß folgt.)

Erinnerungen an Wilhelm von Kaulbach.

Kaulbach wurde am 15. October 1804 zu Arolsen, im heilquellenreichen Herzogthum Waldeck geboren, das Rauch, Barnhagen, Bunsen, Heinrich Stieglitz zu seinen Söhnen zählt. Als ich vor drei Jahren mich zur Cur in Wildungen aufhielt, fand sich ein junger Amtschreiber, der sich viel mit Localgeschichte befaßte, und der zählte mir mit Stolz nicht bloß diese seine berühmten Landsleute vor, sondern wies mir auch nach, daß eine große Zahl deutscher Bankhäuser an der Newa — obenan das der Barone Stieglitz — und fast alle deutschen Bäder in St. Petersburg Waldecker seien, von woher ihrer Mancher schon reich nach der Heimath zurückkehrte.

Kaulbach war 1777, Barnhagen 1785 (wie Bettina und Bäder), Bunsen 1791 (zu Korbach) geboren, sie können also nicht Jugendgenossen Kaulbach's gewesen sein; aber vielleicht Drake, gleichfalls 1804 geboren, und jedenfalls der Dichter Heinrich Stieglitz, der nur vier Jahre älter, als Kaulbach war. Dieser unglücklich berühmte, den die Gattin durch ihren freiwilligen Tod zu neuem Dichten und Schaffen aufzustacheln vergeblich gehofft hatte, war mir persönlich ein lieber Freund gewesen, mit dem ich auf den Lagunen manche herrliche Nacht verbracht; einige Male fuhr auch Betty Paoli mit uns, einmal Tommaso. Als ich mir eines Tages im Atelier Kaulbach's eine Anzahl theils vollendeter, theils unvollendeter Delbilder besah, welche, nur im Blendrahmen, in einem Winkel standen, fiel mir ein Männerporträt, dasjenige meines Freundes Stieglitz in die Hand (er war 1846 in der Lagunenstadt an der Cholera gestorben). Es war ein Brustbild, lebensgroß, sprechend ähnlich. Es zeigte den Dichter mit gekreuzten Armen und bis auf die Brust gesenktem Antlitz, umrahmt von einem rothbraunen mächtiglangen Badenbarthe. Zur Zeit, da ich ihn kennen lernte, war sein Bart freilich schon sehr lang und grau geworden. Als ich Kaulbach die Details meiner Bekanntschaft mit seinem Landsmanne und Jugendfreunde erzählt hatte und frag, ob der Dichter wohl selbst diese tief melancholische Auffassung gewünscht habe, lachte Kaulbach hell auf und meinte: Stieglitz? Der hat nie geahnt, daß ich ihn gemalt habe, und dies Bild nie zu sehen bekommen. Zu Ende der dreißiger Jahre, als er längere Zeit in Berlin lebte, kam er fast täglich auf mein Atelier, sprach wenig, denn er hatte nicht viel zu sagen, schaute sich fast Nichts an, denn Kunst interessirte ihn nicht sehr. Er setzte sich mir gegenüber, kreuzte die Arme und schlief ein. Und zwar schlief er so oft mehrere Stunden lang, ohne sich zu rühren. Nun, ein besseres Modell kann man sich nicht wünschen, so malte ich ihn denn und führte das Porträt sehr sorgfältig aus, denn er hatte unstrittig einen interessanten Kopf, und ich wollte mich im Pinselführen üben.

Allen biographischen Quellen nach war Kaulbach's Vater Goldschmied und Graveur in Arolsen. Ich habe es aus des Meisters eigenem Munde, daß sein Vater ungerechter Weise eine Strafe verbüßt habe, doch ist das Factum nicht aufgeklärt. Ernst Förster schrieb in seinem Nekrolog über diesen Punkt: „Ein tragisches Geschick hatte den Vater und mit ihm die ganze Familie in Unglück und Noth gebracht; eine tiefe Verbitterung gegen gewisse herzlose sociale Zustände hatte bei ihm Platz gegriffen, und lenkte seine Blicke mit Vorliebe auf die Mängel und Gebrechen der Menschheit, ohne ihm selbst Ruhe und Frieden zu bringen. So entstanden auch die beiden Blätter, „Der Verbrecher aus verlorener Ehre.“

So oft daher von Justizmorden, Beamtenwillkür und Polizeiherrschaft die Rede war, gerieth Kaulbach in Aufregung, erging sich in bitteren Worten und nahm stets Partei für das Opfer. Als einst ein ähnliches Thema zur Sprache kam, erzählte er mir, halb gerührt, halb sarkastisch, sein Vater, in großer Noth dahin lebend, habe doch den damals kaum erst achtjährigen Knaben streng zum Zeichnen angehalten und große Gemüthsbildung darin gefunden, wenn er irgend einen „Künstler“ gastfreundlich in seinem Hause empfangen konnte. So habe einst ein auf den Dörfern in „Stör“ herumziehender Maler eine Nacht bei ihnen zugebracht und viel mit seinem Vater gesprochen. Als der Fremde nun andern Morgens weiter wollte, jedoch des Weges unkundig war, erhielt Will den Auftrag, Jenem bis zum nächsten Führer zu sein. Als das Kind nun so mit dem sehr ärmlich und sadencheinig gekleideten Gesellen, der sich fröstelnd in seinen alten Mantel hüllte, durch die Felder dahin schritt, frag der Fremde den Knaben: „Und nun, Junge, was willst denn Du werden?“ Der Kleine antwortete zögernd: „Vater sagt, ich soll auch Maler werden, obgleich ich nicht viel Lust dazu habe.“ — „Maler sollst Du werden?“ frag der Fremde zurück und blieb stehen. „Ach, Kind, sieh doch mich an; so sehen Maler aus; und da schau her —“ und hierbei knöpfte sich der Mann die Brust auf und zeigte die vergilbten Zeichen seiner Unterleibskleidung, „so ergeht's uns Malern. Nein, werden lieber Steinloper oder Bettelvoigt, nur kein Maler, kein Künstler. Dein Vater ist ja auch einer und hat gleichfalls kaum zu essen, der geschickte Graveur und Goldschmied.“ Als mir Kaulbach das erzählte, setzte er hinzu: „Diese Scene hatte so nachhaltigen Eindruck auf mich als Knaben gemacht, daß der Vater seine liebe Noth hatte, mir den Bleistift wieder aufzubringen, den ich durchaus nicht mehr zur Hand nehmen wollte, und auch, als ich 1821 nach Düsseldorf kam, und zwar als Bettelstudent, hatte ich Anfangs Anlaß genug, diese Furcht vor dem Verhungern und Verklumpen nicht loswerden zu können; aber freilich hatte mich damals schon die Kunstbegeisterung ergriffen, und als Jüngling fürchtet man sich auch nicht mehr vor dem Kampfe mit irdischer Trübsal. Im Gegentheil! Nun, und Sie sehen, verhungert bin ich wirklich nicht.“ folgte lächelnd der Director hinzu, der, wie man hört, „weit über eine Million“ hinterlassen hat.

Als Kaulbach, 16 Jahre alt, nach Düsseldorf zu Cornelius kam, wo ihn Ernst Förster kennen lernte, war er nach dessen Schilderung, „von kräftiger, blühender Farbe und dunklem Haare, eine Rafael'sche Physiognomie“.

bach genau so erzählt, wie sie kürzlich an anderer Stelle von Professor Bluntzschli erzählt worden, nur mit dem Unterschiede, daß von keinem Arzte die Rede war, sondern daß Kaulbach ausdrücklich sagte, es sei der Abt oder Prior des Klosters gewesen, der, Cornelius besuchend, den jungen Akademieeleven den Vorschlag machte, ihm doch ein Heiligenbild in die fahle Kirche zu malen; das Kloster sei jedoch sehr arm, er könne nichts bezahlen, aber zu essen und zu trinken sollten die jungen Künstler soviel bekommen, um auf Wochen satt zu werden, besonders „Wurst und Schinken“. Und mit diesem Kloster, geschieden durch eine Gartenmauer, die sich ja auch auf dem Bilde wiederfindet, war das Irrenhaus verbunden. Als die jungen Leute sich eines Abends im Klosterhofe tummelten, stand zufällig die Gartenthür offen, und in selber lehnte, wie auf dem Bilde, gleichgiltig der Aufseher der Irren, den Bund Schlüssel in der Hand. Das lustige Künstlervolk kümmerte sich nicht weiter um die Nachbarschaft, nur der Jüngste, Kaulbach, schlich an jene Thür und sah sich, sehr erregt, die Unglücklichen an. Plötzlich aber kam aus dem Hofe der Irrenanstalt nach dem Klosterhofe der Abt, zog den Jüngling mit sich fort und sagte, indem er die Verbindungsthür hinter sich verschloß: „Das ist kein Anblick für Sie, weber für den Jüngling, noch weniger für den werdenden Maler, der nur ein Auge für die Schönheit in der Schöpfung haben soll.“ Aber Kaulbach hatte schon zu viel und zu tief gesehen, und konnte die Schreckenssenerie nicht eher los werden, als bis er sie künstlerisch bewältigte. Auch die Geschichte mit dem Berliner Kunsthändler, der hundert Narrenhäuser bestellte, erzählte er, wie sie Prof. Bluntzschli nacherzählt, bloß mit der Variation, er habe dem Manne geantwortet: „Zeichne ich noch ein zweites Blatt, so kommen Sie darauf; bevor ich aber ein drittes fertig hätte, würde man schon mich selbst in einem Irrenhause untergebracht haben.“

Prof. Dr. M. Carrière hatte, seit Ableben des gemeinsamen Verehrten, die Güte, mir zu schreiben: „Vor vielen Jahren starb hier in München eine geistesverwandte Schwester unseres Kaulbach, die lange Zeit bei ihm gelebt. Nicht minder unterstützte er einen Bruder, der gleichfalls Maler war, aber eine viel imponirendere Stimme hatte, als Gewandtheit im Zeichnen. Der frühere k. hannoversche Hofmaler, Friedrich Kaulbach, ist Nefte Wilhelm v. Kaulbach's. Der große Meister hatte vier Kinder, die ihn alle überleben. Johanna ist Gattin des Historienmalers und Bildhauers Krelling in Nürnberg, der bekanntlich Director der dortigen Kunstschule ist; Maria wurde Gemahlin des k. bayr. Ministerialraths Böck; und Josepha die des Rechtsconzipienten Dürti. Hermann Kaulbach aber, der jüngste und einzige Sohn, excellirt gleichfalls als Maler.“

Besonders gegenwärtig dürfte folgende Mittheilung interessieren, die mir Kaulbach gesprächsweise 1859 machte: „Vor etwa einem Duzend Jahren gebrauchte ich am Rhein ein Bad.“ — hier nannte der Erzähler den Namen desselben, den ich vergessen. „Eines Tages kam ein sehr lebenswürdiger junger Mann zu mir und bat ziemlich schüchtern, mir seine Zeichnungen zeigen zu dürfen, um meinen Rath einzuholen. Dann brachte er einige Rollen herbei, es waren mehrere historische Compositionen in bloßen Contouren. Aufrichtig gestanden, was die Technik betrifft, so waren das Dilettantenarbeiten. Aber mich frappirte diese Fülle von Ideen in den meist figurenreichen Compositionen, diese offenbar genaue Kenntniß der verschiedenen Zeitalter, welchen die Vorwürfe entnommen waren, und vielfach die wahrhaft künstlerische Auffassung der Mise-en-scène. Ich erwiderte daher dem jungen Manne, daß er meiner Meinung nach ein außerordentliches Talent besitze, er möge nur etwas sicherer zeichnen lernen, oder eigentlich, sich mehr im Vortrage üben; ob er wohl die Mittel habe, sich ein paar Jahre solchen Studien zu widmen? Die Mittel hierzu, meinte der junge Mann, habe er vielleicht, aber „leider“ nicht die Zeit. Dann, befriedigt durch mein Urtheil, frag er, ob ich ihm „erlauben“ wolle, bei der Table d'hôte im Cursalon neben mir zu sitzen. Ich gab dies gern zu, und wir sprachen Mittags viel und Interessantes über Kunst. Der junge Mann war schon in Italien gewesen und in Paris, und kannte alle Galerien Europas. Aber ihn schien Niemand zu kennen; keiner der Curgäste nahm von ihm Notiz. Nach Tische verabschiedete er sich mit den Worten: „Ich muß mich aber nun endlich auch vorstellen, Herr Director. Ich bin der Herzog von Sachsen-Meinungen.“

Kunstausstellungsplaudereien.

Von W. Marr.

(Schluß.)

Auch Bilder haben ihre „Knöpfchen“ und reifen decorirt. Goldene Medaille, „Verdienstmedaille“ u. s. w. Das freundliche Gesicht macht der Maler freilich erst dann, wenn sein Bild mit dem treublaueu Betzeldien „Verkauf“ decorirt ist. — „Eine Verhaftung“ von Professor Lasch in Düsseldorf hat in Berlin die goldene Medaille erhalten, ist in Wien prämiirt worden, und nur die Minorität meiner Leser wird es nicht kennen, weshalb ich zur Tagesordnung schreite und bei Professor Vaur in Weimar verweile. Ein großes Historienbild, „Otto I. an der Leiche seines Bruders Thantmar“, woran liegt es, daß dieses günstig placirte, reichgegruppirt Gemälde die Besucher nicht fesselt? Ich glaube, es ist gar zu akademisch gemalt. Es macht den Eindruck, als gehörte ein Vortrag in einer Malerschule dazu. Die Behandlung der Farben, die Farbentechnik, wenn ich mich so ausdrücken darf, bietet der Kritik läßt die Seiten, aber diese Kühnheit ist mit einer akademischen Sorgfalt gepaart, welche nicht genugfam erwünscht. Das Bild erscheint mir — unmagisch — mehr für Maler von Fach, als für den kunstliebenden Laien geschaffen. Kurz, mir scheint: an dem Streben nach correcter akademischer Technik habe die freie Künstlerphantastie gelitten zum Nachtheil des Ganzen, der akademische Werth dieses Bildes ist bedauerlich, als der sympathisch anregende artistische.

Die allerliebste Drolerie ist F. Sonderland in Düsseldorf, „Die hohen Steuern“. Nichts, als ein Bäuerlein, welches beim Anblick des Steuerzettels das Ohr tragt und „horreuri!“ rufen würde, wenn es französisch sprechen könnte. Aber so schelmisch, so ungehört humorvoll, daß wir recht cordial „Bravo!“ rufen müssen.

Deutsch in Berlin hat ein Bruchstück trüb-sentimentalen Genues geliefert. „Das theuerste Opfer“. Einen Sargabschnitt. Ein todtcr Krieger im Sarge, die Gattin mit dem Säugling darüber gebeugt. Das Bild in dunkeln ernst stimmenden Rahmen. Es fehlt dem Werke nicht an Publicum. Der Kopf der Leiche ist maßvoll gehalten und schreit nicht ab durch zu realistische Behandlung. Das Bild ist für ein Trauercabinet bestimmt. Sein Eindruck leidet in einer bunten Umgebung.

Rudolf Harbert in Hamburg, „Marine“. Der schon bejahrte Meister hat mit seinem „Kadabafelsen mit Leuchthurm“ (Insel Ucran in Schottland) ein festes und sicheres Seenaufstich geliefert. Die Stimmung ist ernst. Der Mondschein, der auf das wogende Meer fällt, wirkungsvoll. Die Töne sind voll und naturwahr und vermeiden alle neben-sächlichen Spielereien mit Pinzel und Farben.

Unter den Landschaftmalern macht B. Ken in Düsseldorf Sensation, aber mit Recht. Sein Sogne-Fjord in Norwegen ist ein Meisterwerk, eine minutöse Naturstudie, der man es anseht, wie schwer die Hand sich von der Leinwand trennen konnte, wie das Auge immer noch brühte, ob nicht noch Etwas vergessen sei. — Sein Sonnenuntergang, — an der Küste von Oberitalien, sagt der Katalog, obgleich das Eisland in der Ferne fast aussteht wie jener schöne Traum im mittelländischen Meere, den wir die Insel Capri nennen, — ist eine Vichstidie von mächtiger Wirkung.

H. v. Frische in Düsseldorf ist mit einem sehr stimmungsvollen Gebirgslandschaftsbild erschienen, einem jener Vorwürfe, zu denen die Künstler auf ihren Wanderungen durch den Augenblick inspirirt werden.

A. Beder dito Düsseldorf zeigt den schweizer Wallensee würdig und mit einfachen Mitteln auf der Leinwand. Der weiche Ton, den der Künstler dieser wildromantischen Scenerie zu geben verstand, thut dem Auge wohl.

Die Marine ist außer durch eine Reihe achtungswerth bekannter Bilder von Hüntens (Hamburg), noch durch einen anderen Hamburger Maler, Leitner, vertreten. Ein französisches Unionsschiff. Staffage: mehrere andere Schiffe in der Ferne. Die Behandlung des Wassers erinnert an Melbye. Die Horizontlinie des Meeres halte ich für etwas zu gradlinig abgegrenzt, sie contrastirt zu plötzlich mit dem Wogen oder Wellen im Vordergrund des Bildes. Das Kriegsschiff ist eine sehr exacte Studie.

In der architektonischen Malerei ist F. Eibner in München zu beachten. Seine „Kirche St. Anastasia mit dem Grabmal des Grafen Castellarco zu Verona“ zeigt eine außerordentlich verständnißvoll gehandhabte Technik. Vieles zu viel Technik. Dennoch macht das Bild einen edeln, würdigen Eindruck. Von den Aquarellen dieses Malers verdient der „Dom zu Straßburg“ eine rühmliche Erwähnung seiner meisterhaften Sicherheit wegen, mit welcher er ausgeführt ist.

Mit Freude hebe ich das Landschaftsbild „Blick auf die Bonasca vom Weg nach Voglio aus“ von Valentin Raths in Hamburg hervor. Das ist einmal eine Hochgebirgslandschaft, in welcher mehr als weicher Schnee mit dunkelblauem Himmel und obligaten Nebelwolken vorherrscht. Eine gesunde, realistische Frische, eine Freundlichkeit wie in schöner Sommermorgen spricht aus dem Bilde. Die Tinten der Alpenweiden sind busig und doch kräftig gegeben, die Technik der Ausführung der Straße läßt Nichts zu wünschen übrig und das Hochgebirge im Hintergrund läßt uns freundlich und wohlthuend entgegen. Das Bild ist mit 2400 Reichsmark notirt.

Ein anderer Hamburger, C. Desterley jr., hat in der Marine Verdienstvolles mit seinem „Heringsfang an der norwegischen Küste“ geliefert. Mit großer Naturwahrheit und mit Verwe übergeben sind die im Rege das Wasser plätschern machenden Fische und in der Luft darüber der beutelartige Mövenschwarm. — A. Pleijter, Amsterdam, hat ein „verlassenes Schiff“ ausgestellt. Das Schiff selbst fällt bei der ersten, großartigen Brandungsstudie am Strande ziemlich kühl, aber diese Studie der hinterrollenden, sich brechenden dunkeln Wogen hat eine meisterhafte Stimmung.

Eine vorzügliche Kunst- und Naturstudie muß auch Wilberg's „Verlin in Rom gemalter, römischer Park“ genannt werden. Der Sonnenhauch auf den Wipfeln der Cypressen ist magisch schön. Die Fontaine sprudelt lebendig und zeigt, wie erfolgreich die Hand war, welche den Pinzel führte. Die Staffage, hier Mädchen, ist allerliebste und das decorative Element, die Statuentrümmer am Brunnensassin, vollenden das Charakteristische dieses römischen Bildes. Einmal bei unserm geliebten Rom stehen wir auf.

A. Flamm (Düsseldorf). Die Via Appia, die berühmte Gräberstraße, welche außerhalb der Porta S. Sebastiano beim Grabe der Cecilia Metella, der Gemahlin des C. Cassius, so schön beginnt und sich mächtig weit wie eine zerfissene steinerne Trauerader in die Campagna erstreckt. Dieser Vorwurf zwingt die effectschärfsten Maler, maßvoll zu bleiben. Meister Flamm hat das auch verstanden und dennoch dem Bilde eine edle, schöne Stimmung gegeben. Sein Hintergrund, mit den einfachsten Mitteln ausgeführt, wird durch die schöne Perspective der Gräberstraße naturwahr zur Geltung gebracht.

Im größeren Zimmer ist F. Hiddemann's (Düsseldorf) „Bildnis“ ausgestellt. Das Bild ist bekannt und beliebt. Die bloße Erwähnung genügt als Act der schuligen Courtöffe.

Made jr. in Düsseldorf ist mit einer allerliebsten Drolerie betreten. „Die kleine Pepita“. Ein kleines Mädchen, welches nach einem Accorcion, das ein alter „Seebär“ spielt, autodidactisch zu tanzen versucht. Ist die Composition allerliebste, so glaube ich, darf man die Ausführung tadellos nennen. Ein ähnliches Genrebildchen hat C. Engelhardt in Düsseldorf ausgestellt. „Keine Rose ohne Dornen“. Kleines Mädchen, das sich beim Kranzbinden den Finger am Dorn einer Rose verletzt hat. Einen angenehmen Eindruck macht es, daß die Jüge des Kindes trotz der harmlos tömlichen Situation nicht possethaft werden.

Biloth's „Kaiser Karl V. im Kloster“ ist sehr auch erschienen. Das Bild hängt zu unvortheilhaft, um es studiren zu können, wie des Meisters Name es erfordert. Wir sehen den Kaiser in einem Sessel sitzen und mit Venenuto Cellini'schen Schmuckstücken spielen. Vielleicht ist der in Begleitung eines Mönchs vom Orden St. Just eintretende Cavalier der große florentinische Künstler selbst.

Von G. Spangenberg ist „Luther's Aufnahme im Cotta'schen Hause“ ausgestellt. Eine schöne stillvolle Arbeit. Die Gewissenhaftigkeit gegen das Zeitalter spricht sich selbstverständlich auch auf diesem Bilde in den Contouren, der Zimmer Einrichtung u. s. aus, ohne irgend wie in eine forcirte Detailmalerei zu verfallen. Die Kinderköpfe, welche auf den kleinen Zukunftsbildern (Luther ist als Chorknabe dargestellt) bilden, während am Tisch gerade das Essen aufgetragen wird, sind von einer unübertrefflichen Lebenswürdigkeit. Die Farbentöne der Gesichtern schmelzen sich förmlich ins Auge ein.

Ich will zum Schluß nochmals hervorheben, daß die diesjährige Kunstausstellung in Hamburg sich rühmlichst von ihrer Vorgängerin (1872) unterscheidet. Damals war sie ein wüster Bildermarkt, das ganze Arrangement salopp. Diesmal ist mit Umsicht und Gewissenhaftigkeit verfahren. — Es liegt in der Natur der Sache, daß man solche Ausstellungen nur fragmentarisch besprechen kann. Einmal, weil der Raum fehlt, dann aber auch ist es sehr schwierig, in der Unruhe, welche die Masse der Bilder, ihre verschiedenen Vorwürfe erzeugen, Stimmung zu finden. Zudem wir Meisterwerke z. B. „Cabinetstück“ tanzen, sprechen wir damit schon aus, daß das Bild, gerade wie die Statue, einen adäquaten Raum verlangt. Vielleicht ist es unserer Zeit der Kolossalbauten vorbehalten, eine architektonische Reformation der Phantotheken zu schaffen. Die Statue hat bereits das Cabinet und die „Nische“ erobert. Das Bild darf diesen Anspruch ebenfalls machen, wenn nämlich das Bild ein exceptionelles Meisterwerk ist. Diejenigen meiner Leserinnen, welche in Florenz waren, werden mir recht geben, wenn ich die Werke der „Uffizien“, die i. g. „Tribuna“ für absolut ungeeignet erkläre, uns in eine wirkliche Stimmung zu versetzen. Man will die Venus von Medici anstaunen, und hinter ihr hängt ein Andrea del Sarto, der ihr in seiner Meisterschaft die Wäde raubt, und umgetehrt. Die beiden Ringer und der Scythe aus der Marthasgruppe haben Jeder einen Tizian hinter sich. Das verwirrt, das blendet, und es bedarf langer Zeit, bis wir Ordnung und Methode in unsere eigenen Betrachtungen bringen können. Und so bleibt es nicht aus, daß auch in unseren Galerien manches vortreffliche Bild unbemerkt bleiben kann, weil es erdrückt wird von der Massenwirkung.

Doch halt! ich fange an, zu dociren. Brechen wir also ab und machen Punktum.

Die Mode.

Schon sind alle Vorbereitungen zur Reise getroffen, Koffer und Kösche, Taschen und Täschchen u. s. w. liegen um mich her, aber wie könnte ich in die Ferne, ohne hier, in meiner trauten Schreibstube, von Dir, liebe Bazar-Vererin, Abschied zu nehmen. Es ist ein heiterer Abschied — und beschall doch ein herzlicher. Gleichsam schon im Compensirer lehnd, berichte ich Dir noch ein letztes Duzend höchst wichtiger Toilettenneuigkeiten. Wenn sie etwas bunt durcheinander schwirren, verzeih' mir, denn wie gesagt — meine Koffer sind gepackt.

Die neuesten Corlages der eleganten Gesellschafts- und Abendanzüge haben schneebrennend scharf zugespitzte Schöße, welche sich aber nach den Seiten zu derartig verklören, daß das Leibchen dort nur bis zur Taillebiegung reicht. Noch häufiger sind die Corlages mit Schößen ringsum. Die Röcke haben hinten die größte Weite; vorn und seitwärts können sie nicht flach und gespannt genug sitzen. Eine der beliebtesten Farbzusammenstellungen sind augenblicklich eckr-farbene Stoffe mit Gold- oder auch Maronbraun, und zwar ist der Rock gewöhnlich aus Seidenstoff in einer der beiden letztgenannten Farbentöne, das Leibchen dagegen aus den verchiedenartigen, mehr oder minder luftigen Phantaststoffen (Seidengaze, Cameas, Battiflansen, Vast u. c.) in ersterem Ton hergestellt, während zur Aus schmückung beide Stoffe und beide Farben zur Verwendng kommen.

Tunikas, sowie Schößtälchen aus Vast mit breiter, eckr-farbener Guipüre eingefaßt, über braunpeller Unterlage, mit gleichen Einfäßen reich ausgeputzt, nehmen sich ebenfalls sehr hübsch zu den vorerwähnten Röcken aus.

Die Mode hat auch die mehr oder minder groß carirtten Seidenstoffe wieder auf den Markt gebracht. Da ist „Surat“, eine schöne

